2,00 DM / Band 815
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Höllenbestie



Frankreich F 9,00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 250



Die Höllenbestie

John Sinclair Nr. 815

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 15.02.1994

Titelbild von Bolton

Sinclair Crew

Die Höllenbestie

Die unscheinbare Frau kehrte von ihrem kurzen Spaziergang zurück. Es dämmerte schon. Die letzten Meter war sie schneller gegangen. Das Gefühl der Unruhe hatte sich nicht vertreiben lassen. Sie wollte zu ihrem Sohn, mit dem sie seit einiger Zeit in dieser Einsamkeit hauste.

Das Knurren hörte sie bereits, bevor sie den durch Strauchwerk verborgenen Eingang erreichte. Dazwischen klang das Schmatzen und Schlürfen fast leise, sie hörte auch, wie etwas mit einem schon singenden Geräusch zerriss, und über die blassen Lippen der Frau huschte ein widerliches Lächeln.

Vor den Büschen blieb sie stehen. Sie kniete sich hin und schaute zurück.

Kein Mensch war zu sehen. Der Hang lag einsam. Er endete dort, wo die Wellen auf breiter Front gegen ihn anliefen.

Der nächste Ort lag hinter dem Hügel, einige Meilen entfernt. Für die Frau und den Jungen war er bereits eine andere Welt.

Wieder das eklige Schmatzen, das an ihre Ohren drang. Etwas wischte auf sie zu. Beinahe hätte der Gegenstand ihren Kopf getroffen. Die Frau hatte sich im letzten Augenblick geduckt, so segelte er hinter ihr weg und prallte gegen einen Stein.

Sie schaute sich um.

Es war ein Knochen.

Abermals grinste die Frau. Sie rieb ihre feuchten Handflächen gegeneinander. So hatte sie es sich vorgestellt, und sie wusste auch, dass ihre teuflische Erziehung Früchte getragen hatte.

Fünfzehn Jahre.

Sehr lang, aber die Zeit würde noch länger werden, viel länger.

Die Frau raffte sich endlich dazu auf, einige Zweige zur Seite zu biegen, um in die Höhle schauen zu können.

Dort hockte Jory auf einer alten Matte. Neben ihm stand eine Kerze, die ihm ihr spärliches Licht spendete. Jory war wie ein junger Vogel, der sehr schnell gelernt hatte, dass er sich das Fressen selbst holen musste.

Er hatte dafür gesorgt.

Zwischen seinen Händen hielt er einen Hasen. Blut beschmierte sein Gesicht, Blut war an seinen Fingern entlanggelaufen und hatte sich auf seinen Unterarmen als rote Striche verteilt. Blut war auch auf seine Kleidung getropft, das alles gehörte dazu, denn er war es nicht gewohnt, seine Mahlzeiten gebraten oder gekocht einzunehmen. Er aß sie roh, nein, er fraß sie schon.

Er hatte den Hasen gefangen, ihm blitzschnell das Genick gebrochen, das Fell abgezogen und seine kantigen Zähne in das dampfende Fleisch geschlagen.

Es ging ihm gut, sehr gut. Während er schon einige Knochen abgenagt hatte, riss er immer noch Fleisch aus dem Körper, kaute es kaum, sondern schluckte es in großen Brocken. Seine Augen leuchteten dabei, durch nichts ließ er sich stören, und er schaute auch nicht auf, als die Frau sich durch den dünnen Gestrüppgürtel schob, sich noch tiefer duckte und anschließend die Höhle betrat.

Jory bewegte seine Augen und schaute die Person über seine blutigen Hände hinweg an.

Die Frau nickte. »Schmeckt es dir?«

»Ja, Mutter.«

Sie ließ sich ihm gegenüber nieder, lächelte ihn an und erklärte, wie

sehr es sie freute. »Das Blut wird dir die nötige Kraft geben, mein Sohn. Du wirst etwas ganz Besonderes werden, das kann ich dir versprechen.«

Jory ließ die Hände sinken. Er suchte nach Worten. In seinem eckigen Gesicht zuckten die Muskeln. Er war erst fünfzehn, aber er sah schon sehr erwachsen aus. »Hast du mir nicht versprochen, dass wir bald das Land verlassen werden?«

»Ja.«

»Wann?«

»Es dauert nicht mehr lange. Du solltest richtig vorbereitet werden. Dann kehren wir zurück.«

»Und was ist danach?«

»Wird die Welt über dich reden.«

Jory begriff es nicht. Er war nicht sehr intelligent, dafür unwahrscheinlich brutal. Rücksicht und Gnade kannte er nicht. Er löschte Leben aus wie andere Menschen Kerzenflammen. Er legte seinen Kopf schräg, leckte einenblutigen Knochen ab und schaute dabei seine Mutter an. »Können wir nicht sofort fahren?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

In den Augen der Frau leuchtete es auf. »Habe ich dir nicht versprochen, dich an einen bestimmten Ort zu führen und dir etwas zu zeigen, mein Söhnchen?«

Erst überlegte Jory, danach nickte er zögernd. Durch den dabei entstehenden Lufthauch bewegte sich die Flamme und malte sein Gesicht mit tanzenden Schatten ab. »Es ist einer, der so aussieht wie ich.«

»Stimmt, dein Bruder.«

»Jake…?«

»Wie schön, dass du den Namen behalten hast. Du sollst ihn sehen, Jory, du sollst ihn dir genau merken, denn irgendwann werdet ihr aufeinander treffen, und dann wirst du ihn töten.«

»Ja, Mutter. Aber ich sah ihn doch schon. In dem Lokal, wo er aß – damals.«

»Das ist lange her. Ihr habt euch beide verändert.«

»Sieht er so aus wie ich?«

»Das denke ich schon.«

Jory senkte den Blick. Was er in der Hand hielt, lohnte sich kaum, abzuknabbern. Zwei Hinterläufe des Hasen, an denen auch noch Fellreste hingen. Wie ein Steinzeitmensch schleuderte er sie aus der Höhle, falls die Steinzeitmenschen so etwas überhaupt getan hatten.

Dann schabte er seine blutbefleckten Handflächen über die Matte, um sie notdürftig zu säubern.

»Willst du was trinken, Jory?«

»Nein, das habe ich gerade.«
»Hast du noch Hunger?«
»Auch nicht.«
»Du lügst, ich sehe es dir an.«
Jory bewegte seinen Mund, ohne etwas zu sagen. Dafür starrte er seiner Mutter ins Gesicht. »Ich habe noch Hunger«, würgte er hervor, als stünde er unter einem gewaltigen Stress. »Ach… ich habe Hunger … Hunger.« Er sagte nicht, worauf er Appetit hatte, sondern streckte die Arme aus, schloss die Hände, öffnete sie wieder und drehte sie entgegengesetzt, als würde er ein feuchtes Tuch auswringen. Seine Augen leuchteten dabei, und die Frau sah, wie sich etwas in seinen Pupillenschächten bewegte. Es war wie ein Licht, eine kleine, rote Flamme, die dort aufgeglüht war und ihren Weg immer weiter nach vorn fand, bis sie in den Pupillen blieb.
Es war das Feuer der Hölle in seinen Augen, ein Zeichen des Satans, dem er geweiht war.
»Krack«, sagte er.
»Was war das?« fragte seine Mutter.
Jory leckte über die Unterlippe. »Ein Genick – sein Genick!«
Die Frau zog die Augenbrauen zusammen. »Sprichst du vielleicht von deinem Bruder?«
»So ist es.«
»Du willst ihm das Genick brechen?«
»Auch.«
»Und dann?«
Jory riss seinen Mund sperrangelweit auf. »Dann denke ich, er wäre ein Hase.«
»Nein!« Sie schüttelte den Kopf. »Das wirst du nicht tun, Jory! Nicht jetzt, auch nicht in der nächsten Zeit. Ichwerde dir schon sagen, wann und wo es so weit ist.«
»Kann es lange dauern?«
»Bestimmt.«
»Wie lange? Jahre…?«
Sie nickte. »Ich denke schon. Aber erst wirst du deine Ausbildung beenden, dann sehen wir weiter. Als kleine Belohnung darfst du deinen Bruder zuvor sehen.«
Die Augen leuchteten wieder. »Kann ich ihm auch einen Streich spielen, Mummy?«
Die Frau summte die Antwort beinahe. »Wenn du willst, mein Liebling, immer…«

***

Sonnenschein, – blauer Himmel, Wasser, Wellen, Strand – ein herrlicher Sommertag, um Ferien oder Urlaub zu machen. Davon

hatten zahlreiche Menschen Gebrauch gemacht. Die Strände waren überfüllt.

Auch Amy Lester war mit ihrem Sohn an die Küste gefahren.

Nicht in den Süden, wo das Seebad Brighton liegt, sie hatte es an die Ostküste gezogen.

Amy Lester hatte sich den Luxus eines Strandkorbes erlaubt und einen gemietet. Für sie war es wichtig, in einem Strandkorb zu sitzen und entspannen zu können.

Lektüre lag bereit.

Die Bücher schleppte sie stets in einer großen Segeltuchtasche herbei und las sich mit großem Vergnügen quer durch die Literatur.

Als Bibliothekarin in der Uni hatte sie mit Büchern zu tun. Sie waren ihr Hobby, dem sie auch im Urlaub frönte. Um ihren Sohn brauchte sie sich nicht zu kümmern.

Jake gehörte zu den kontaktfreudigen Jugendlichen. Er fand sehr schnell Freunde. Das hatte sich auch hier am Strand nicht geändert, schon am ersten Tag hatte sich eine kleine Clique zusammengefunden, die den Strand unsicher machte.

Hin und wieder schaute Amy ihrem Nachwuchs zu. Immer wenn sie Jake sah, huschte ein Lächeln über ihr Gesicht. Sie erfreute sich an seinem Anblick. Jake hatte sich in den letzten Jahren fantastisch entwickelt. Was sich bei ihm als Kind schon angedeutet hatte, das war auch im jugendlichen Alter nicht ins Stocken geraten. Er war ein junger Mann mit einer so genannten Superfigur. Er hatte breite Schultern und schmale Hüften. Dazu das dunkelblonde, leicht bräunliche Haar, das Amy so an ihren verstorbenen Mann Sam erinnerte, und sie dachte sehr oft an ihn, wenn sie Jake anschaute.

Wenn Sam das noch hätte erleben können, so wäre ihr viel wohler gewesen. Leider konnte er dies nicht mehr, keiner brachte ihn zurück, das Schicksal hatte es anders gewollt.

Dachte sie an Sam, so kamen ihr wieder die Umstände seines Todes in den Sinn. Er war verunglückt. Sein Wagen, in dem auch die hochschwangere Amy gesessen hatte, war bei regennasser Straße von der Fahrbahn abgekommen und gegen einen Baum geprallt. Ein in die Fahrgastzelle eindringender Ast hatte Sam brutal getötet.

Amy hatte sich retten können und mitten in der Nacht und auf der Straße entbunden.

Hilfe hatte sie von einer Frau bekommen, die wie ein Geist erschienen war. Bis zum heutigen Tag kannte sie ihren Namen nicht, sie wusste nur, dass es sie gab, und sie wusste auch, dassdiese Frau ihr ein Kind gestohlen hatte. Nicht nur Jake hatte sie geboren, es war noch ein zweiter Junge gekommen, der Jory hatte heißen sollen.

Niemand hatte ihr geglaubt, auch später die Ärzte und Schwestern im Krankenhaus nicht, in dem sie dann gelegen hatte. Aber diese andere

Frau hatte sich gezeigt, und sie hatte ihr Jory präsentiert. Einmal als Baby, zum anderen vor drei Jahren, als Jake zwölf wurde. Da war sie dann ebenfalls mit dem Jungen erschienen, und Jory glich ihrem Jake aufs Haar.

Es gab sie also. Sie war da. Ihre Existenz lag wie ein Schatten über dem Leben der Amy Lester, auch wenn sie es hin und wieder vergaß, sie erinnerte sich jedoch in langen Nächten daran, wo die Bilder aus der Vergangenheit lebendig wurden.

Dann fürchtete sie sich vor der Zukunft. Vielleicht würde es irgendwann zu einem Zusammentreffen der beiden Brüder kommen, und dann musste auch die Frau erscheinen, die Amy nicht als normale Person ansah. Für sie war die andere eine Hexe.

Bei diesem Gedanken fuhr ihr jedes Mal ein Schauer über den Rücken auch jetzt, im Strandkorb. Trotz der Sonne wurde ihr kalt, als hätte ihr ein Ungeheuer gedroht.

Sie schüttelte sich und schlug ein Buch auf. Es behandelte die Geschichte der Stadt Oxford. Allmählich hatte sich Amy zu einer Expertin entwickelt, was dieses Gebiet anging, doch heute konnte sie sich nicht auf den Text konzentrieren. Immer wieder schaute sie nach vorn, sah dem Treiben zu, ohne es richtig aufzunehmen.

Viele Menschen. Familien mit kleinen und größeren Kindern. Es wurden Burgen gebaut und Höhlen geschaufelt. War genügend freie Fläche vorhanden, spielten die Urlauber mit dem Ball oder versuchten sich im Badminton.

Von einem Hochsitz aus beobachteten zwei Bademeister das Treiben. Sie und andere Retter hatten noch nicht einzugreifen brauchen.

Die See zeigte sich ruhig wie ein träges Raubtier, das einfach satt war und mit sich spielen ließ.

Bunte Boote tanzten auf dem Wasser. Einige mit, andere ohne Segel. Auch der ziemlich neue Sport, das Surfen, wurde geübt, und die bunten Segel der Boote wirkten zusammen mit dem herrlich blauen Himmel wie ein naives Gemälde.

Der Strandkorb schützte sie. Wenn Amy sich zurücklehnte, dann drangen die Stimmen nur mehr gedämpft an ihre Ohren. Sie hatte das Gefühl, die andere Welt hinter sich gelassen zu haben, um einzutauchen in die Ruhe.

Entspannt schloss sie die Augen.

Die Stimmen verwandelten sich in eine summende Hintergrundkulisse. Amy spürte, dass sie träge wurde. Die Müdigkeit hatte sich an sie herangeschlichen und kroch wie zäher Teer durch ihre Glieder, um sie ganz für sich einzunehmen.

Sie streckte die Beine aus. Der weiche Sand umspielte die Füße.

Sonnenstrahlen tupften gegen die Beine und bräunten sie. Amy überlegte, ob sie den Badeanzug aus und den Bikini anziehen sollte,

um sich an den Strand in die Sonne zu legen. Sie würde bestimmt herrlich braun werden. Aber sieschreckte davor zurück. Sie wollte nicht, dass andere Augen ihren gesamten Körper sahen, denn sie fand es ihrem toten Mann gegenüber ungerecht und nicht fair. Sie hing noch immer an Sam. Er war ihre große Liebe gewesen, er würde es immer bleiben, auch wenn er nicht mehr an ihrer Seite war.

Vergessen konnte sie ihn nicht. Oft genug lag sie in der nächtlichen Dunkelheit und redete mit ihm, wobei sie auch das Gefühl hatte, Antwort zu bekommen.

Auch wenn sie ihren Sohn anschaute, wurde sie wieder an ihn erinnert. Manchmal bewegte er sich wie Sam. Auch wenn er sie anlachte, erinnerte sie das an ihren verstorbenen Mann.

Amy hatte die Augen geschlossen. Sams Bild, sein Gesicht, sein Lächeln, es schwebte vor ihr. Sie holte es zurück wie einen Film, von dem sie noch einmal bestimmte Szenen sehen wollte.

Die Frau fiel in einen Zustand zwischen Tag und Traum. Sie schlief nicht tief und fest, sie war auch nicht wach. Sie befand sich irgendwo dazwischen und ließ die Bilder der Vergangenheit vorüberziehen. Manchmal liefen die Szenen wie im Zeitraffer-Tempo ab, dann wiederum sah sie alles sehr lange und intensiv, und all das Sehnen spiegelte sich auf ihrem Gesicht wider.

Die Lippen hatten sich zu einem Lächeln verzogen. Wegen der Sonnenstrahlen waren sie hell eingecremt worden, deshalb sahen sie aus wie zwei blasse Schläuche, und auf der Oberlippe schimmerten Schweißtropfen.

Aber die Erinnerung änderte sich.

Kein Mund lächelte mehr.

Die Winkel zuckten, die Lippen nahmen einen schmerzlichen Ausdruck an, denn sie sah Sam wieder sterben.

Der verdammte Ast hatte nicht nur die Scheibe des Fahrzeugs zertrümmert, er hatte auch das Gesicht und den Kopf ihres Mannes brutal zerstört. Amy hatte neben Sam gesessen. Dieses Bild würde sie bis zu ihrem Tod nicht mehr vergessen.

Etwas Kaltes erschreckte sie. Es war auf ihren Fuß getropft. Wie eiskalte Blutstropfen.

Erschreckt öffnete sie die Augen.

Sams zerstörtes Gesicht war verschwunden, ebenso die Fahrgastzelle des Autos. Dafür traf das grelle Licht ihre Augen. Die Sonnenbrille war ihr verrutscht. Amy richtete sie wieder und hörte gleichzeitig das Lachen ihres Sohnes.

»Du hast dich aber erschreckt, Mum.«

Amy holte Luft. »Du also, Jake.«

»Ja, wer sonst?«

Er hockte vor ihr und wippte auf den Fußsohlen. Das Gesicht hatte er

zu einem Lächeln verzogen. Er blitzte seine Mutter an. Auf seinen Schultern lag feuchter Sand.
»Warum hast du denn deine alte Mutter so erschreckt?«
»Alt?«
»Klar.«
»Mit sechsunddreißig?«
Sie hob den Finger. »Trau keinem über dreißig. Das hat man noch vor kurzem gesagt.«
»Klar, stimmt auch.«
»Na bitte.«
»Aber nicht bei dir.« Jake lachte, schaufelte Sand hoch und ließ ihn auf die Beine seiner Mutter rieseln. »Weißt du, warum ich zu dir gekommen bin?«
»Sicher. Du wolltest mal nach deiner alten Mutter schauen, weil du dir Sorgen um sie gemacht hast.«
»Fast.«
Amy zog eine Schnute. »Da bin ich aber enttäuscht«, sagte sie.
»Eigentlich brauche ich etwas Geld.«
»Noch schlimmer.«
Jake stand. Er nahm ihr einen Teil des Sonnenlichts weg. So breit war sein Körper. Amy schaute zu ihm hoch. »Wofür brauchst du denn das Geld?«
»Wir wollen uns ein Boot leihen.«
»Was denn für ein Boot?«
»Eines mit Motor. Ein Schlauchboot. Nur für zwei Stunden. Wir teilen uns das Geld.«
»Wer denn alles?«
»Vier Freunde und ich.«
Amy griff bereits hinter sich. Ihre Geldbörse steckte in der Segeltuchtasche. »Okay, Jake. Wie viel brauchst du?«
»Ein Pfund wird reichen.«
Er kriegte den Schein. »Eines möchte ich dir noch sagen, Junge«, gab ihm die Mutter mit auf den Weg, »gebt nur Acht, dass euch nichts passiert. Fahrt nicht zu weit hinaus. Das Meer hat seine Tücken. Ich habe schon einen geliebten Menschen durch einen Unfall verloren. So etwas möchte ich nicht noch einmal mitmachen.«
»Aber Mum… doch nicht mit mir.« Jake grinste. »Ich bin da ganz anders. Außerdem kann ich gut schwimmen.«
»Das hat damit nichts zu tun. Ihr paddelt nicht auf einem Baggersee, sondern auf dem Ozean.«
»Schon gut.«
Sie hatte noch eine Frage. »Wer sind denn deine neuen Freunde?«
»Zwei kommen aus Germany.«
Amy lächelte. »Die beiden Mädchen, die ich zufällig in deiner Nähe

gesehen habe?«

Jake grinste. »So zufällig ist das nicht gewesen. Du hast Recht, Mum. Sie kommen aus Germany.«

»Und die anderen?«

»Sind aus London.«

»Viel Spaß.«

Jake lachte, drückte seiner Mutter einen Kuss auf die Wange, bedankte sich noch einmal und stob davon.

Amy seufzte auf und ließ sich tiefer in den Liegestuhl zurückgleiten. Sie lehnte sich gegen die gepolsterte Wand, und ihr Gesicht nahm einen leicht träumerischen Ausdruck an.

Wie doch die Zeit vergangen war. Jake war bereits so alt, dass er nach den Mädchen schaute. Wer hätte das gedacht. Wieder dachte sie an Sam, der bestimmt stolz auf seinen Sohn gewesen wäre.

Eigentlich hätte sie sich für ihren Sohn freuen müssen, dass er sich so wohl fühlte.

Dies wiederum war nicht der Fall. Stattdessen spürte Amy etwas anderes. Ein seltsames Gefühl, das wie ein Kribbeln in ihr hochstieg und auf ihrem Rücken einen kalten Schauer hinterließ.

War es eine Vorahnung?

Wenn ja, dann keine gute.

Amy Lester beschloss, sehr vorsichtig zu sein…

***

Die fünf Jugendlichen hatten den Mietpreis bezahlt und das Boot bekommen, zusammen mit einigen Ermahnungen des Verleihers, der nicht wollte, dass ihnen etwas passierte. Natürlich hatte er auch Angst um sein Boot.

Jake war so etwas wie der Chef des kleinen Clans. Er hatte dem Mann versprochen, was er wollte.

Die Schlauchboote mit den Außenbordern waren an einem Steg vertäut worden. Er ragte in die schaumigen Wellen hinein. Im Winter wurde er abgebaut. Im Sommer aber gehörten er und das kleine Holzhaus des Verleihers einfach dazu.

Es gab gewisse Vorschriften. So durften die Motoren erst jenseits der Brandung angestellt werden. Dort war genug Platz, so dass keine Schwimmer gefährdet wurden. Die beiden Aufpasser auf den Türmen achteten sehr genau darauf, und sie standen in Verbindung mit den Kollegen auf dem Wasser. Um die Brandung zu überwinden, musste gerudert werden. Die beiden Mädchen aus Germany brauchten trotzdem keines der Ruder in die Hände zu nehmen.

Sie saßen im Heck des Schlauchbootes und schauten sich etwas skeptisch um. Karin war sechzehn Jahre jung, Petra fünfzehn. Sie stammten aus Bochum und waren als Austauschschülerinnen nach

England gekommen. Besonders die blonde Petra mochte Jake gut leiden. Hin und wieder warf sie ihm einen langen verliebten Blick zu.

Jake tat, als hätte er nichts bemerkt. Er stemmte sich in die Ruder, unterstützt von einem Freund, und so schafften sie es gemeinsam, die Brandung zu überwinden.

Vor ihnen lag das offene Meer.

Hier wehte der Wind kräftiger, und sie holten die Ruder ein. Sie schauten sich um.

»Wohin sollen wir fahren?« rief Jake.

»An Land.«

»Warum denn, Petra?«

»Da können wir etwas anderes sehen.« Die Blonde drehte sich und deutete auf einen bestimmten Fleck dieser kleinen Bucht. Dort stieg das Gelände flach an. »Ich habe davon gehört, dass es dort alte Höhlen geben soll.«

»Ja, vielleicht finden wir einen Schatz!« rief Karin.

»Was meint ihr?« fragte Jake die anderen Jungen.

Brett und Olly nickten. Sie waren Brüder. Brett siebzehn Jahre, Olly vierzehn.

Jake Lester nickte. »Einverstanden, fahren wir hin.« Er startete den Außenborder.

»Wie lange haben wir Zeit?« wollte Petra wissen.

»Zwei Stunden«, erwiderte Olly.

»Das schaffen wir immer.«

Jake sagte nichts. Er hatte seine Augen auf das Ufer gerichtet und wunderte sich darüber, dass es an einer bestimmten Stelle immer aufblitzte…

***

Was auch stimmte, denn auf diesem schmalen Strandstreifen hielten sich zwei Personen auf.

Mutter und Sohn.

Die Frau hielt das Fernglas gegen die Augen. Es war ein teures Glas mit perfekter Optik. Was sehr fern war, erschien plötzlich zum Greifen nah, und die Frau hatte es auch geschafft, Jake Lester unter all den Urlaubern auszumachen.

Sie ließ ihn nicht aus dem Blick, bekam alles mit, auch den Besuch bei seiner Mutter. Dabei umspielte ein kaltes Lächeln die Lippen der Frau. Sie nickte vor sich hin. Ihre Augen verengten sich dabei.

Durch ihren Kopf jagten gefährliche Gedanken, denn ihr Plan hatte sich blitzschnell gebildet.

Sie würde Jake erschrecken, und er machte es ihr leicht, als er zusammen mit seinen Freunden in das Boot gestiegen war und sie losruderten.

Die Frau ließ das Glas sinken.

Jory hatte die Bewegung gesehen. Er kam auf seine Mutter zu. Ein Schatten überfiel die Hockende. »Was ist denn los?«

»Schwimmst du gern?«

»Ja.«

»Das kannst du gleich ausprobieren.«

»Wie meinst du das?«

Sie erklärte ihm, dass auf einer gewissen Stelle des Meeres ein Boot auf den Wellen tanzte. Dann reichte sie ihm das Glas, damit er es sich aus der »Nähe« anschauen konnte. »Hast du es entdeckt?«

Jory nickte.

Die Frau wollte ganz sicher sein. »Wie viele Personen sitzen denn in dem Boot?«

Er zählte nach. Es fiel ihm nicht leicht. »F… ünf, glaube ich, Mutter.«

»Sehr gut. Hast du auch einen erkannt?«

»Ja, einer sieht so aus wie ich.«

»Richtig, denn das ist dein Bruder Jake. Und ihn wirst du auf deine Art und Weise begrüßen.«

»Wie denn?«

»Du kannst doch schwimmen. Sorge dafür, dass sie sich erschrecken.« Die Frau kicherte und rieb sich die Hände.

Jory gab seiner Mutter das Glas zurück. »Ich kann ihnen in die Beine beißen oder auch in das Boot.«

»Mach, was du willst.«

»Ja, Mutter.« Er schaute sie an. »Ist was?«

»Soll ich dir mal was sagen?«

»Immer, mein Sohn.« Jory wischte über seine Lippen. »Ich glaube, dass du gar nicht älter geworden bist. Du siehst immer noch so aus wie früher. Ich aber bin gewachsen.«

»Glaubst du das wirklich?«

»Sonst hätte ich es nicht gesagt.« In den Augen der Frau funkelte es. »Du hast Recht, mein Junge, du hast ja so Recht…«

***

Die fünf Jugendlichen hatten immer dann ihren besonderen Spaß, wenn die Wellen quer gegen das Boot anliefen, es in die Höhe hoben, als wollten sie es mehrere Meter weit tragen.

Aber es gehorchte den Gesetzen der Physik. Nach dem Wellenberg kam das Wellental, in das sie immer wieder hineinglitten, als würden sie über Glas rutschen.

Petra hatte ihren Platz neben Jake am Heck gefunden. Sie war für ihr Alter ziemlich gut gebaut. Der Bikini saß knapp, das wusste sie und nutzte es auch aus. Denn hin und wieder bewegte sie sich so stark, als wollte sie das Oberteil zum Platzen bringen. Dabei hingen ihre blauen

Augen an dem Jungen neben ihr, der sich um sie nicht so stark kümmern konnte, weil er das Ruder hielt.

Alle fünf hatten nicht damit gerechnet, dass dieses neue Ufer doch ziemlich weit entfernt lag. Sie würden länger brauchen, um es zu erreichen. Hinzu kam noch die Strömung, die ihnen einige Schwierigkeiten bereitete und sie mehr als einmal vom eigentlichen Kurs brachte.

Brett, der stolz auf seine langen, schwarzen Haare war, rückte schließlich mit seinem Vorschlag heraus. »Sollen wir überhaupt bis zum Ufer fahren?«

Jake schaute hoch. »Warum nicht?«

»Es dauert zu lange, denke ich. Wir hätten kaum Zeit, uns dort umzuschauen.«

Das war ein Argument. Jake wollte wissen, welche Meinung die anderen hatten.

Lange brauchten sie nicht zu überlegen. Sie stimmten zu. »Also hier auf dem Wasser bleiben.«

»Genau, Jake.«

Er hob die Schultern. Im nächsten Augenblick hatte er den Motor abgestellt. Neben ihm bewegte sich Petra. Sie schaute über den Wulst hinweg. »Hier kann man doch sicherlich toll schwimmen.«

»Ja, kann man. Ist aber verboten«, meldete sich der immer etwas träge Olly, der sitzend an dem Bordwulst lehnte und seine Beine ausgestreckt hatte.

»Warum denn?« fragte Karin.

Olly winkte ab. »Wegen der Strömung.«

Karin schielte über die Bordwand. »Wirklich?«

»Wir würden auch Ärger bekommen«, meldete sich Brett. »Die beiden Wächter auf dem Hochsitz beobachten diese Gegend ebenfalls. Ein Strandverbot mag ich nicht.«

»Gut, wir bleiben hier.« Karin hob die Schultern. Sie hatte ihr dunkles Haar hochgesteckt und zupfte es zurecht. »Dann können wir uns sonnen. Ich habe Creme mitgenommen.« Sie drehte sich um und zog den Reißverschluss einer kleinen Kulturtasche auf.

»Da schwimmt was!«

Petra hatte es gesagt. Sie schaute auf die Wellen, die Hände gegen den Bordwulst gestemmt.

»Was denn?«

»Weiß ich nicht. Habe ich nicht erkennen können, Jake.«

Er schaute auch nach und kniete sich neben sie. Petra drehte den Kopf nach links. Sie lächelte ihn an.

»Hast du wirklich was gesehen?«

»Ja.«

»Und nicht erkannt?«

»Na ja, vielleicht wirst du mich auslachen, wenn ich es dir sage.«
»Bestimmt nicht.«
»Das war ein Mensch.«
Jake runzelte die Stirn. Er glaubte es tatsächlich nicht. »Das hast du geträumt.«
Petra schüttelte den Kopf. Sie streckte zuerst den rechten Arm aus, dann ihren Zeigefinger. »Nein, habe ich nicht. Ziemlich dicht an unserem Boot ist er vorbeigeschwommen. Das kann ich sogar schwören. Der sah aus wie ein langer, heller Fisch.«
Jake hob die Schultern. »Wo soll der denn hergekommen sein?«
»Vom anderen Ufer.«
»Das ist leer.«
»Jetzt, aber…«
Er fasste nach ihrem Arm. »Hast du denn jemand gesehen?«
»Nein, das nicht.«
»He, ihr beiden!« rief Brett. »Was habt ihr denn da?«
Jakes Hand rutschte an Petras Arm entlang nach unten. Dabei lief ihr ein Schauer über den Rücken. »Petra will hier im Wasser einen Schwimmer gesehen haben, einen Mann«, meldete er. »Aber das kann ich nicht glauben.«
Olly lachte. »Ich auch nicht. In diese komische Gegend verirrt sich keiner.«
Das blonde Mädchen kriegte einen roten Kopf. Petra wollte nicht als Lügnerin hingestellt werden. »Was ich gesehen habe, das habe ich gesehen. Er schwamm auch nicht auf der Wasserfläche, sondern dicht darunter, und er war schnell.«
»Einer vom Strand bei uns.«
»Kann ich doch nicht sagen.«
Niemand wusste so recht, was er noch fragen sollte. Sie schauten sich an, blickten zum Strand, der sanft anstieg und zu einem mit Gras und Krüppelgewächsen bedeckten Abhang wurde. Weiter oben war der Untergrund steinig. Dort hatten sich große Felsbrocken förmlich in die Erde hineingefressen und schauten wie kantige Schatten hervor.
Niemand stand dort. Alles war leer.
»Vom Himmel kann er nicht gefallen sein!« stellte Jake fest. »Aber ich habe mal von Kampfschwimmern gehört, die in einsamen Buchten trainieren. Vielleicht war das einer von ihnen.«
»Trug er denn einen Taucheranzug?« wollte Brett wissen.
Petra hatte ihn nicht verstanden und wandte sich an Jake. »Was hat er gesagt?«
Er erklärte es ihr mit anderen Worten, und Petra schüttelte den Kopf. »Nein, er hatte nur eine Badehose an.«
Was sollte da noch gesagt werden? Sie schauten gegen die Sonne und spürten ihre warmen Strahlen.

»Ihr könnt machen, was ihr wollt«, sagte Karin. »Ich jedenfalls werde mich eincremen.« Da die Tasche schon geöffnet war, brauchte sie die Tube nur hervorzuholen. Sie löste den Verschluss, kippte die Tube und drückte die weiße Creme auf ihre linke Handfläche.

Hinter ihr platschte es.

Eine Sekunde später wischte etwas aus dem Wasser und weiter durch die Luft, dicht an Karins Gesicht vorbei. Sie zuckte zur Seite, konnte aber nichts erkennen.

Auch alle anderen waren überrascht.

Bis auf Petra.

Die war entsetzt.

Denn die nasse tote Ratte war genau auf ihrem Schoß gelandet!

***

Zuerst geschah nichts. Dann aber – es waren wenige Sekunden verstrichen – schrie Petra auf. Ihr Mund klaffte auf, er bildete eine Höhle, und aus der Tiefe der Kehle drang ein gellender Schrei, der so laut und schrecklich war, dass den anderen jungen Leuten beinahe das Blut in den Adern gefror.

Petra brüllte wie am Spieß. Sie war totenbleich geworden und auch rot angelaufen. Ihre Augen glichen zwei Kugeln, die man in die Höhlen geschoben hatte. Sie zitterte und hatte die Arme in die Höhe gerissen. Ihr Körper hatte sich versteift, und sie traute sich nicht, die Arme zu senken und die Ratte von ihrem Schoß zu nehmen, die dort als haariger und blutiger Klumpen lag.

Als Erster bewegte sich Jake. Auch ihm fiel es nicht leicht, nach dem toten Tier zu fassen. Er hatte sich stark überwinden müssen, streckte seine rechte Hand vor, und der in ein Wimmern übergegangene Schrei der jungen Petra tönte in sein rechtes Ohr.

Es ekelte ihn, als er das Tier anhob. Mit einer zuckenden Bewegung schleuderte er es über Bord. Die Ratte war nicht mehr als ein blutiges Bündel gewesen, sie klatschte ins Wasser und versank.

Jake hatte sich gedreht. Er wollte ihr nachschauen, wie sie in die Tiefe glitt. Gleichzeitig tauchte er seine rechte Hand in das Wasser, damit die Haut vom Blut befreit wurde und die Wellen es abspülen konnten.

Was hinter ihm passierte, kriegte er nicht mit. Karin hatte ihre Tube fallen lassen. Sie zitterte und schüttelte sich. Die Zähne schlugen gegeneinander. Es hörte sich an, als würden alte Knochen klappern.

Petra weinte, während Schauer über ihren Körper liefen.

Olly hatte sich nicht gerührt. Er war nur totenblass geworden.

Brett, der Junge mit den langen Haaren, hatte seine Beine angezogen und sah aus, als wollte er jeden Moment über Bord springen.

Doch er blieb sitzen.

Nur Jake schaute auf das Wasser.

Er hatte sich wieder gefangen, die Gedanken arbeiteten klar. Es flogen hier keine toten, blutigen Ratten durch die Luft. Die musste ins Boot geworfen worden sein.

Und hatte nicht Petra einen Schwimmer gesehen?

Er suchte die Wasserfläche ab. Die Ratte war verschwunden. Irgendwann würde die Strömung das tote Tier wieder an die Oberfläche oder ans Ufer treiben.

Nicht weit entfernt geschah das Seltsame. Es begann eine Begegnung, die Jake nie in seinem Leben vergessen würde. Eine lange Welle rollte heran und brachte dabei etwas aus der Tiefe hoch.

Das musste ein Schwimmer sein!

Sein Kopf tauchte auf, bedeckt mit nassen Haaren, die wie dickes Öl auf dem Schädel klebten.

Das alles interessierte Jake nicht. Er sah nur das Gesicht des Schwimmers, und eine nie gekannte Kälte erfasste von innen her seinen Körper. Dieses Gesicht, diese Stirn, diese Augen, die Nase, auch der Mund – verdammt, das gab es nicht, das konnte es einfach nicht geben. Das… das war doch er, der da auf das Boot schaute, sich von den Wellen tragen ließ und dabei Wasser trat.

Genau er!

Identisch!

Aber ich sitze hier im Boot, schoss es ihm durch den Kopf. Ich habe damit nichts zu tun.

Er wusste nicht, wie lange er auf das Wasser und auf die andere Person gestarrt hatte, aber er glaubte plötzlich, dass sich etwas zwischen ihn und dieses zweite Ziel schob.

Ein Bild, das einige Jahre zurücklag. Er sah sich in einem italienischen Restaurant zusammen mit seiner Mutter. Beide hatten sie toll gegessen, und da war plötzlich für einen Moment dieser fremde Junge erschienen, dessen Anblick seine Mutter so erschreckt hatte.

Später hatte er mit ihr darüber gesprochen und erfahren, dass der andere Junge sein Aussehen gehabt hatte.

Mehr hatte Jake nicht erfahren können. Das Thema war auch nicht wieder angesprochen worden. Nun aber sah er diesen Jungen als ältere Person, er tanzte vor ihm, er grinste, er hob den rechten Arm aus dem Wasser, und wieder schaute Jake auf ein zappelndes Tier zwischen seiner Hand. Oder bildete er sich das ein?

Es war ein Fisch. Der andere musste ihn gefangen haben. Der Fisch lebte noch, aber er schaffte es nicht, sich aus dem Griff zu befreien. Der andere bewegte die Hand mit dem Fisch auf seinen Mund zu.

Dann biss er dem Tier den Kopf ab.

Jake ekelte sich, er stöhnte, er hörte das Lachen. Er sah, wie der Junge den Kopf des Fisches ausspie und seinen Leib ebenfalls fortwarf.

Einen Moment später beugte er sich nach vorn. Eine gezielte Rolle vorwärts brachte ihn in die Tiefe, wo er verschwand.

Das Meer sah wieder aus wie immer.

Jake schlug die Hände vor sein Gesicht. Er schüttelte sich. Im Nachhinein würgte es ihn, doch nicht er verursachte die Geräusche, sondern die blonde Petra, die einfach nicht mehr an sich halten konnte und sich übergeben musste.

Die anderen schwiegen.

Nur Karin bewegte sich. Sie wischte mit einem Handtuch die ausgelaufene Sonnencreme von den feuchten Holzplanken des Schlauchbootes. Jake drehte sich wieder um.

Blasse Gesichter schauten ihn an. Auch Petra hatte sich wieder etwas erholt, hielt ihre Hände jedoch gegen den Magen gepresst und stierte ins Leere.

Brett schüttelte den Kopf, als wollte er den schrecklichen Anblick vergessen. »Was hast du denn gesehen?« hauchte er mit tonlos klingender Stimme.

»Eine Ratte.«

»Und?«

»Jemand hat sie geworfen. Ein Schwimmer. Das muss der gewesen sein, den auch Petra gesehen hat.«

Die Angesprochene hob den Kopf. »Ja, er ist im Wasser gewesen. Ihr habt mir ja nicht geglaubt.«

»War auch etwas unwahrscheinlich«, flüsterte Olly. Er schaute sich um so gut wie möglich, aber das Meer war leer. Nur die Wellen bewegten sich wie gläserne Kuppeln.

»Ich will nicht länger hier bleiben«, sagte Karin. »Wer weiß, was noch alles passiert.«

Mit diesem Vorschlag waren die anderen voll und ganz einverstanden. Sie hatte ihnen aus der Seele gesprochen.

»Ja, hauen wir ab!« sagte Jake. Er versuchte, den Anblick aus seinem Gedächtnis zu verbannen und wusste genau, dass er dies nicht schaffen würde. Stattdessen würde er mit seiner Mutter darüber reden müssen. Er war gespannt, ob sie eine Erklärung hatte. Irgendwie ahnte er schon, dass da etwas in seiner Vergangenheit begraben lag, das ihm bisher verschwiegen worden war.

Wieder zog er an der Anlasserkordel und hörte das für alle beruhigende Geräusch, mit dem der Außenborder ansprang. Um die Schraube herum schäumte das Wasser hell auf, aber der Junge stellte sich vor, als wäre es rotes Rattenblut.

Wieder schauderte er zusammen und schlug wenig später den richtigen Kurs ein.

Petra saß neben ihn. Sie suchte seinen Körperkontakt. Sie war bleich undzitterte. Auf ihren Oberschenkeln lagen noch Blutreste wie

übergroße Sommersprossen.

Jake schaufelte Wasser ins Boot und auf die Oberschenkel. Er wischte sie sauber.

Noch einmal blickte er zurück.

In diesem Augenblick schoss eine Gestalt aus dem Wasser. Das war er, und er winkte sich selbst zu.

Einen Moment später war der andere Junge wieder verschwunden. Jake schaffte es, sich wieder zusammenzureißen. Er berichtete den Freunden nichts von seiner Entdeckung. Dass er bleich geworden war, fiel nicht auf, denn seine Freunde sahen nicht anders aus.

Die Furcht aber blieb.

Und es war auch die Furcht vor der Zukunft.

***

Amy Lester konnte sich zwar auf ihren Sohn verlassen, sie war dennoch ein wenig beunruhigt und würde erst wieder aufatmen, wenn Jake gesund vor ihr stand.

Er kam schneller, als sie gedacht hatte. Sie konnte ihn schon von weitem sehen, denn sie hatte den Strandkorb verlassen, war etwas geschwommen und trocknete sich nun ab.

Jake stand noch mit seinen neuen Freunden zusammen, diskutierte mit ihnen und gestikulierte auch, als wäre irgendetwas passiert, das noch einer Erklärung bedurft hätte.

Amy bekam schmale Augen. So wie sich die jungen Leute verhielten, schien etwas nicht zu stimmen. Sie warf einen Blick auf ihre wasserdichte Uhr. Es war kaum eine Stunde vergangen, und das Boot war doch für zwei Stunden gemietet worden.

Misstrauen keimte in ihr hoch.

Dann löste sich ihr Sohn von den anderen. Mit langen Schritten lief er auf den Strandkorb seiner Mutter zu, und Amy sah sofort, dass etwas Ungewöhnliches geschehen sein musste. Die anderen Urlauber verschwammen vor ihren Augen, als wären sie von Nebelwänden aufgesaugt worden. Sie sah nur ihren Jake und hörte sein heftiges Keuchen, als er dicht neben ihr stehen blieb.

In seinen Augen schimmerte die Angst. Er musste dreimal ansetzen, um sprechen zu können. »Mum, da war…«

Amy bewies, dass sie auch rigoros sein konnte. Obwohl ihr Jake mittlerweile über den Kopf gewachsen war, packte sie ihn, drehte ihn herum und schob ihn auf den Strandkorb zu, der breit genug war, um zwei Menschen Platz zu lassen.

»So, jetzt wirst du dich erst einmal hinsetzen und dich beruhigen. Dann kannst du mir erzählen, was geschehen ist.«

Jake nickte.

Er schaute auf das Meer, und Amy stellte fest, dass sich ein Schauer

auf seinem Körper bildete. Vor und zurück bewegte er seine Handflächen über die Knie hinweg, schluckte einige Male, trank dann einen Schluck Wasser aus der Flasche, die ihm seine Mutter aus der Kühlbox gereicht hatte, und sagte: »Ich habe ihn gesehen.«

»Wen hast du gesehen?«

»Mich selbst.«

Amy schluckte. Jetzt hatte sie Mühe, ein Zittern zu unterdrücken.

Sie hielt die Sonnenbrille fest, als hätte sie Furcht davor, ihre Augen zeigen zu müssen. »Noch einmal, bitte. Wen genau hast du gesehen?«

»Mich, Mutter.«

»Das kann nicht sein.«

»Doch.«

Amy wusste, dass es sein konnte, aber sie wollte es nicht bestätigen. Deshalb bat sie: »Bitte, Jake, ich möchte, dass du es erzählst.«

»Und wie, Mum, und wie.« Er achtete nicht auf seine Mutter, sondern war mit sich selbst beschäftigt, was Amy zupass kam, denn er sollte nicht sehen, wie blass sie geworden war.

Ihr Urlaub war vorbei. Zumindest die Stimmung, denn die Vergangenheit hatte sie eingeholt. Schon vor drei Jahren in dem italienischen Restaurant hatte sie sich vorgenommen, mit ihm zu reden, es aber verschoben, weil ihr Jake damals noch zu jung erschien und sie auch irgendwie feige war.

Nun sah die Sache anders aus. Da war sie wohl gezwungen, ihm die Karten offen auf den Tisch zu legen.

Zuerst hörte sie zu.

Jake war noch immer erregt. Dieser schreckliche Vorgang hatte ihn sehr beeindruckt, er sprach stockend, redete auch mit Händen, bewegte dabei seine Füße durch den weichen Sand, und kam nicht umhin, verschiedene Sätze mehrmals zu wiederholen.

Amy schwieg die meiste Zeit. Hin und wieder strich sie ihrem Sohn über die Wange, als wollte sie ihn beruhigen. Schließlich hatte er seinen Bericht beendet und wartete darauf, dass seine Mutter einen Kommentar dazu gab.

Amy schwieg zunächst.

Es gefiel Jake nicht, denn er fragte: »Hörst du mir überhaupt zu?«

»Ja, ich habe dir zugehört.«

»Und? Was sagst du? Glaubst du mir denn?«

»Ja.«

Es erstaunte ihn, denn Jake hatte irgendwelche Ausflüchte erwartet. Die Konsequenz seiner Mutter ließ ihn schon nachdenklich werden, und er musste schlucken, weil ihm die nötigen Worte fehlten.

Schließlich fragte er: »Wenn du mir so glaubst, hast du denn auch eine Erklärung für das alles?«

»Ich suche danach.«

»Also gibt es eine.«
Amy Lester senkte den Kopf. »Ja, es gibt eine Erklärung, mein Junge, und sie ist nicht eben positiv.«
»Welche denn?«
»Dieser Junge hat so ausgesehen wie du?«
»Richtig. Ich habe mich nicht geirrt.«
»Nein«, murmelte sie und schüttelte dabei den Kopf. »Du hast dich wirklich nicht getäuscht. Es… es gibt diese Person. Es gibt sie ebenso, wie es dich gibt. Ich bin ebenso seine Mutter, Jake, wie ich deine bin. So Leid es mir für dich tut.«
Jake begriff schnell. Er flüsterte: »Ich… ich habe tatsächlich einen Bruder?«
»Sogar einen Zwillingsbruder. Wir hatten vor, ihn Jory zu nennen, dein Vater und ich.«
»O Gott«, stöhnte er, »das kann doch nicht wahr sein. Das… das stimmt nie und nimmer – oder?«
»Leider ist es wahr.«
»Aber warum…?«
»Bitte, Jake.« Sie legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Das ist eine sehr lange Geschichte.«
»Weiß ich, Mum. Aber ich habe Zeit. Wir haben Zeit. Willst du sie mir nicht erzählen?«
»Jetzt?«
»Ich warte darauf.«
Amy Lester lehnte sich zurück. Sie wollte nur für einen Moment die Augen schließen, um die Gedanken zu sammeln. Es wurde eine Minute daraus.
»Willst du nicht, Mummy?«
»Doch, mein Junge, ich will. Es ist nur nicht einfach für mich. Es gilt, einen großen Bogen zu spannen, und da habe ich erst mal nachdenken müssen.«
»Wo fängt die Geschichte denn an?«
»Mit deiner Geburt.«
»Wirklich?«
»Und mit dem Tod deines Vaters, Jake…«
Was die beiden in der folgenden Stunde zu besprechen hatten, blieb unter ihnen. Es gab keine Zuhörer, und diese schrecklichen Dinge gingen auch nur sie beide etwas an…

***

Gegenwart

Amy Lester stand auf. Sie ging mit schwankenden Schritten auf die kleine Hausbar zu, wo sie sich ein Glas holte und eine winzige Flasche mit einem Magenbitter. Sie hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten.

Jake Lester stand auf und stützte seine Mutter ab. Wie er das tat, ließ auf eine große Fürsorge schließen, die er für diese Frau empfand. Zwischen beiden Menschen war das Band sehr dick.

Amy Lester trank den Magenbitter, stellte das leere Fläschchen zur Seite und schüttelte sich. Sie zwinkerte mit den Augen, drückte gegen ihren Leib und nahm wieder Platz.

»Geht es dir gut, Mutter?«

»Ja, ich bin okay, Jake.«

Suko und ich schwiegen. Wir hatten etwa eine Stunde im kleinen Haus der Lesters gesessen und uns die Lebensgeschichte der Amy Lester angehört, die eng mit der ihres Sohnes verbunden war. Und wir wussten nun, dass wir den Falschen verdächtigt hatten. Der Lehrer Jake Lester war nicht der untote Killer, der Mister Amok genannt wurde und für uns inzwischen zu einer Höllenbestie geworden war.

Ihm galt unsere Jagd.

Aus Geheimdienst-Archiven hatten wir einen Film zu sehen bekommen, der zeigte, wie brutal dieser un- und nichtmenschliche Killer vorging. Er tötete die Menschen wie Fliegen, dabei war er selbst so gut wie unverwundbar. Zwar sah er aus wie ein Mensch, doch er war keiner. Man hatte ihn zu einem Geschöpf der Hölle gemacht.

Ja, gemacht, denn von seiner echten Mutter war er sicherlich nicht als solches geboren worden.

Amy wandte sich an uns. Sie hatte sich zuvor den Schweiß von ihrer Stirn getupft. »Jetzt werde ich Sie beide fragen, ob Sie mir auch glauben, meine Herren?«

»Wir glauben Ihnen«, sagte ich.

Amy Lester musste lachen. Es klang nicht fröhlich. »Das haben die Ärzte und Krankenschwestern damals im Hospital nicht getan. Sie hielten mich für überdreht, für eine Spinnerin, für eine, die den Schock dieser schrecklichen Geburt nicht überwunden hatte. Da irrten sie sich. Ich habe es erlebt, ich sah diese Frau zum ersten Mal vor dem Fenster schweben, und sie hielt tatsächlich einen kleinen Jungen fest, ein Baby. Jakes Zwillingsbruder, den wir Jory hatten nennen wollen. Ich weiß nicht, wie er jetzt heißt, aber ich traue dieser Person auch zu, dass sie ihn ebenfalls so genannt hat, von getauft kann man da nicht sprechen.«

Ich nickte und schaute dabei zu Boden. »Nun, Mrs. Lester, ich möchte noch einmal auf die Frau zurückkommen, wenn Sie gestatten.«

»Immer.«

»War sie wirklich eine normale Frau?«

Jake mischte sich ein. »Wie meinen Sie das?«

»Nur eine Frau?«

Er runzelte die Stirn und wandte sich an seine Mutter. »Hast du nicht mal etwas anderes gesagt?«

»Ja, ich dachte daran. Habe es auch ausgesprochen.«

»Was denn?« fragte Suko.

Amy kam wieder auf die Ärzte zu sprechen. »Ihnen habe ich damals, als Jake gerade zwei Wochen alt war, berichtet, dass diese Frau für mich keine Frau ist, sondern eine Hexe. Ja!« Sie nickte sehr heftig. »Ich habe sie als eine Hexe bezeichnet. Sie sah zwar so aus wie ein Mensch, aber da steckt doch mehr dahinter.«

»Können Sie die Frau beschreiben?«

»O ja, das kann ich – o ja. Ich habe sie zwar kaum gesehen, ihr Anblick hat sich aber sehr bei mir eingeprägt. Sie war irgendwie auch anders.«

»Wie anders, Mrs. Lester?«

»Glauben Sie, das weiß meine Mutter jetzt noch, Mr. Sinclair?«

»Doch, doch, Jake, ich weiß es genau. Sie war… sie war … ja, sie war so grau.«

Wir schwiegen.

Amy Lester überlegte weiter. »Eine graue Maus, sagt man. Sie hatte ein so graues Gesicht. Sie war farblos, nur ihre Augen waren anders. Deren Farbe wechselte, denke ich.«

»Hatten Sie Furcht vor dem Blick?«

»Ja, und wie. Diese Augen werde ich nie vergessen. Sie haben mich regelrecht hypnotisiert. Ich sehe mich noch heute auf der regennassen Straße liegen. Ich hatte irrsinnige Schmerzen, das können Sie mir glauben. Ich habe kurz zuvor erleben müssen wie mein Mann starb, und nur der Gedanke an die beiden Kinder hat mich überhaupt am Leben gelassen. Ansonsten wäre ich gestorben. Ich wollte, dass die Kinder leben, deshalb war ich voll bei Verstand und bekam alles so genau mit, bis sich dann das Gesicht der Hexe in mein Blickfeld schob. Zuerst war ich froh, ich dachte an eine Hilfe, das ist auch der Fall gewesen, aber später musste ich meine Meinung revidieren.« Sie schaute aus dem Fenster, als würde dort die Vergangenheit wieder lebendig. »Sie hat mir meinen zweiten Sohn genommen. Sie hat alles genau arrangiert. Sie besitzt schlimme Kräfte, eben Hexenkräfte. Ich glaube auch nicht, dass der Unfall eine normale Ursache hatte, obgleich die Straße nass und rutschig war. Aber Sam war eben ein sehr guter Fahrer.«

»Wann ist Ihnen zu Bewusstsein gekommen, dass man Ihr zweites Kind geraubt hat?« wollte Suko wissen.

»Später, als ich im Krankenhaus lag. Es ging ja alles so schnell. Kurz nach dem Erscheinen der Frau war bereits der Krankenwagen zur Stelle. Ich gehe heute davon aus, dass diese Frau ihn ebenfalls bestellt hat. Das alles hat zu einem großen Plan gehört, der von ihr ins Leben gerufen wurde und noch heute fortläuft.«

Ich sagte: »Sie sprechen immer nur von einer Frau oder einer Hexe.

Den Namen haben Sie nie erwähnt. Liege ich richtig, wenn ich sage, dass Sie ihn nicht kennen?«

»Sie haben Recht. Ich keime ihn nicht. Ich habe ihn nie gehört. Für mich ist diese Person wie ein namenloser Schatten, der durch all die letzten Jahre hindurchgegeistert ist. Ich empfinde dies wirklich als furchtbar und Grauen erregend.«

»Aber das Kind, dass Sie nach vierzehn Tagen am Fenster zusammen mit der Frau sahen, lebte?«

»Ja. Es war gesund. Es strampelte.«

Ich nickte. »Mal eine etwas außergewöhnliche Frage, Mrs. Lester. Haben Sie festgestellt oder konnten Sie sehen, dass es atmete?«

Sie runzelte die Stirn. »Ich verstehe nicht…«

»Hat es so reagiert wie ein gesundes Kind?«

»Ja.« Sie schüttelte den Kopf. »Haben Sie denn etwas anderes angenommen, Mr. Sinclair?«

»Im Prinzip schon. Jake und Jory sehen sich zwar ähnlich, sie sind sogar identisch, wenn ich das einmal so ausdrücken darf, und doch gibt es einen gravierenden Unterschied.«

»Welchen?« fragte der Lehrer.

»Wahrscheinlich ist Jory ein Zombie.«

Jake stand auf. Er wurde blass. »Noch mal«, flüsterte er. »Sie sprechen von einem Zombie? Einem lebenden Toten, Mr. Sinclair? So nennt man diese Wesen doch.«

»Exakt.«

»Das kann doch nicht wahr sein.«

»Leider müssen wir davon ausgehen. Wir haben einen Film gesehen, auf demer in Aktion gezeigt wurde. Dieser Mensch oder Unmensch hat es geschafft, Kugeln zu trotzen. Können Sie sich das vorstellen? Er wurde mehrmals getroffen, aber er lebte weiter. Wir gehen davon aus, dass seine Mutter und er das Land verlassen haben. Sie hielten sich ziemlich lange versteckt. In irgendwelchen geheimen Lagern wurde Jory dann zu einer Killermaschine ausgebildet, und nun ist er, wahrscheinlich auch seine Mutter, zurückgekehrt.«

Die Lesters schwiegen. Jake hatte sich wieder gesetzt. Er trank noch einen Cognac. »Das ist alles sehr schwer zu begreifen. Wenn es stimmt, Mr. Sinclair, dann frage ich Sie, was diese Unperson hier in unserem Land denn noch soll?«

»Töten.«

»Einfach so?«

»Nein. Er wird im Auftrag irgendwelcher Banden oder Terroristengruppen killen. Auch Gangstersyndikate könnten ihn mieten. Da gibt es wirklich viele Möglichkeiten.«

Jake Lester nickte. »Und das ist, bitte schön, wirklich der einzige Grund?«

»Möglich.«
»Sie denken weiter?«
»Ich bestreite es nicht.«
»Worauf kann ich mich noch alles gefasst machen?«
»Nun ja, ich will Sie nicht erschrecken, aber es könnte durchaus sein, dass Jory mit Ihnen Verbindung aufnehmen wird. Dass er plötzlich hier erscheint, verstehen Sie? Schließlich haben Sie ihn in den letzten Jahren schon einige Male gesehen.«
»Was sollte er denn hier?«
»Sie töten!« sagte Suko, und damit hatte er den Nagel auf den Kopf getroffen. Auch wenn er sich ein wenigundiplomatisch verhalten hatte, es entsprach der Wahrheit.
Die Lesters saßen da wie Figuren. Sie schauten sich an. Letztendlich hob Amy die Schultern. »Ich weiß nicht mehr, was ich dazu sagen soll, aber ich habe es geahnt oder gewusst, ich dachte mir schon, dass die Vergangenheit nicht ausradiert wurde. Sie ist vorhanden, sie hat uns immer begleitet wie ein Schatten. Ich habe nie richtig fröhlich werden können. Immer wieder habe ich an die schrecklichen Bilder denken müssen. Sie tauchten auch sehr oft vor meinen Augen auf. Fast immer in der Nacht, denn sie beeinflussten meine Träume. Heute bin ich so weit, dass ich sage: Sie haben nur gewartet, um zuschlagen zu können. Sie sind wieder da, und ich denke ebenso wie Sie, Mr. Sinclair. Mutter und Kind werden plötzlich vor uns stehen.«
»Das ist durchaus möglich.«
»Dann schweben wir in Lebensgefahr.«
Ich hielt mich mit einer Antwort zurück, was beiden nicht passte.
»Sie können ruhig bei der Wahrheit bleiben«, sagte Jake.
»Ja, wenn man so will. Aber nicht in einer direkten. Ich glaube nicht, dass sich die beiden bereits in der Stadt aufhalten. Sie könnten aber kommen.«
Jake Lester legte seinen Kopf schief.
»Mal eine Frage, Mr. Sinclair. Warten Sie darauf?«
»Nicht direkt.«
»Sie rechnen damit?«
»Ja.«
»Ein Zombie und eine Hexe. Das ist wie in einem Gruselroman. Da gibt es dann immer die Helden, die derartige Wesen mit relativer Leichtigkeit stoppen. Hat man Sie beide geschickt, damit Sie das Gleiche tun wie die Protagonisten in Romanen und Filmen?«
»So ungefähr«, gab ich zu.
»Sie sind demnach Fachleute?«
»Kann man sagen.«
Jake Lester schüttelte den Kopf. »Sorry, Sie werden mir verzeihen, wenn ich da nicht mitkomme, aber so etwas ist völlig neu für mich.

Ich erlebe Sie beide heute zum ersten Mal, wir bereiten unsere Familiengeschichte vor Ihnen aus, und Sie erklären uns nun, dass Sie in der, Lage sind, gegen diese untoten Wesen zu kämpfen. So etwas will mir nicht in den Kopf. Das kommt mir vor wie der fantasiereiche Aufsatz einer meiner Schüler. Verständlich, nicht?«

»Sicher«, stimmte Suko zu. »Aber wir haben Ihnen nichts vorgemacht. Es trifft zu.«

Er schlug mit der Faust auf die weiche Sessellehne. »Dann sind Sie keine normalen Polizisten?«

»Stimmt.«

»Sondern?«

»Nennen Sie uns ruhig Spezialisten.« Suko lächelte. »Wenn Ihnen der Begriff Geisterjäger zusagt, haben wir auch nichts dagegen.«

»Aber ich. Das erinnert mich so an Ghostbuster.«

»So lustig ist es nicht.«

»Gut, die Fronten sind geklärt. Sie kennen sich aus, Sie haben sich davon überzeugt, dass ich nicht Ihr Mann bin – und überhaupt«, er wechselte das Thema, »wie sind Sie überhaupt auf mich gekommen?«

»Der Geheimdienst hat seine Augenüberall. Durch den ins Land geschmuggelten Film wussten gewisse Leute wie der Killer-Zombie aussieht. Man ist da auf Sie gekommen.«

»Habe ich mir ja denken können.« Er schaute seine Mutter an.

»Hast du einen Vorschlag?«

»Wie meinst du das?«

»Sollen wir von hier verschwinden? Fliehen, uns dann verstecken? Was sagst du dazu?«

»Ach, Jake«, flüsterte sie und hob dabei die Schultern. »Glaubst du denn im Ernst, dass wir vor diesem Paar fliehen können? Und wenn wir uns am Ende der Welt verstecken, sie würden uns finden. Es gibt einfach kein Versteck, das so perfekt ist.«

»Leider.« Jake Lester stellte sich ans Fenster, drehte der Scheibe allerdings den Rücken zu. »Dann bleibt es also an Ihnen hängen, meine Herren. Oder nicht?«

»Es wird wohl so sein.«

»Wie sehen die nächsten Pläne aus?«

»Sie werden lachen, aber es gibt leider keine. Wir können noch nicht agieren, sondern nur reagieren. Wir wissen nicht, wo sich dieser Killer aufhält…«

»Das heißt, wir sind der Speck.«

»Ja, und er ist die Maus.«

Lester zeigte beim Grinsen seine Zähne. »Toll«, sagte er und schlang die Arme um seinen Körper. Die Hände lagen dabei auf den Schultern. Er stand gut im Licht, und wieder einmal musste ich anerkennen, dass es zwischen ihm und Jory keinen Unterschied gab.

Beide glichen sich, sie waren perfekte Zwillinge. Nur standen sie eben auf unterschiedlichen Seiten.

»Dass dieser Killer herkommen wird, nehmen Sie nur an. Ist also eine Theorie?«

»Sie wurde während unseres Gesprächs entwickelt.«

»Warum?«

»Weil ich nachdachte. Er hat sich schon in der Vergangenheit bei Ihnen gezeigt.«

»In großen Abständen.«

»Wäre es jetzt nicht an der Zeit, dass er sich wieder sehen lässt?« fragte Suko.

»Zum letzten Mal, wie?«

»So dachte ich auch.«

Jake schüttelte sich wie bei einer Gänsehaut. »Ja, es könnte sein«, murmelte er. »Er muss zu einem Ende kommen. So wie Sie ihn geschildert haben, kann er es nicht hinnehmen, dass es zwei von seinem Aussehen gibt.«

»Und wenn er schon hier war?« Amy Lester hatte die Frage gestellt und uns damit überrascht.

Zu dritt schauten wir sie an.

»Ja, wenn er nun schon hier bei uns war?«

»Haben Sie denn etwas gesehen?« fragte Suko. »Oder vielleicht gewisse Vorzeichen gespürt?«

»Nein, das habe ich nicht. Aber es könnte doch so gewesen sein. Ich traue ihm mittlerweile alles zu. Dieser Killer ist doch wahnsinnig gefährlich. Er nimmt keine Rücksicht. Sie müssen auch eines bedenken. Er kann sich durch den Ort hier bewegen, ohne dass er auffällt. Alle werden denken, dass es Jake ist.«

Mein Gott, daran hatte ich noch nicht gedacht. Das stimmte. Das war vielleicht die Möglichkeit.

Das Telefon meldete sich. Selbst Suko und ich schraken zusammen, als wir den Ton hörten.

Jake Lester hob den Hörer ab, meldete sich mit einem knappen »Ja« und wurde dabei von drei Augenpaaren beobachtet. Sehr schnell entspannte er sich wieder und reichte den Hörer in das Zimmer hinein. »Es ist für Sie. Wer möchte…?«

Ich stand näher bei ihm. »Danke«, sagte ich und meldete mich.

Es war Sir James. »John, ich möchte Sie nicht fragen, ob Sie etwas erreicht haben, denn ich kann mir denken, dass man Sie auf eine falsche Fährte geschickt hat.«

»Nicht ganz«, sagte ich. »Worum geht es denn?«

»Um vier Leichen!«

»Was?«

»Ja, um vier Tote. Männer, die regelrecht hingerichtet wurden. In

einem Waldstück südöstlich von London.«

»Mister Amok?«

»Wir gehen davon aus.« Sir James schnaufte. »Man fand sie nahe einer Grillhütte. Sie waren schon einige Zeit tot. Der Hund eines Jägers hat sie aufgespürt.«

Ich hatte eine trockene Kehle gekriegt. »Und wer, Sir James, sind die Toten?«

»Verbrecher.«

»Bitte?«

»Zwei Dealer aus Kolumbien und zwei einheimische Rauschgifthändler. Man kann sie zur Mafia zählen. Nur hat man kein Rauschgift gefunden und auch sonst nichts. Nur eben vier Leichen. Einer der Männer hat sich noch wehren können und Schüsse abgegeben. Wahrscheinlich hat er auch getroffen, aber Sie wissen ja, wie das ist, John…«

»Ja, Sir, das weiß ich. Wie lange waren die Männer denn schon tot, als man sie fand?«

»Mehr als einen Tag.«

»Oh, das ist…«

»Ja, John, ich weiß, was Sie meinen. Der Vorsprung ist verdammt groß. Wie lief es bei Ihnen?«

»Haben Sie etwas Zeit?«

»Wenn Sie sich kurz fassen.«

Das tat ich so gut wie möglich, ohne Wichtiges zu verschweigen.

Sir James hatte mein Bericht sprachlos gemacht. Mit einem derartigen Verlauf oder einer derartigen Wende hatte er nicht gerechnet, und so dauerte es ziemlich lange, bis er sich wieder gefangen hatte.

»Es sind also Zwillinge, und beide sind so identisch, dass selbst die Geheimdienstleute darauf hereingefallen sind.«

»Korrekt.«

»Dann werden Sie bleiben?«

»Das hatten wir vor.«

»Sie rechnen damit, dass Mister Amok zu Ihnen kommt.«

»Zusammen mit seiner Mutter, dieser unbekannten Person.«

Sir James räusperte sich. »Sie haben die Frau sicherlich beschrieben bekommen.«

»Das trifft zu. Aber ich kenne sie nicht. Sie ist einfach zu unscheinbar – wie ein Schatten. Sie tauchte auf und verschwindet wieder. Das geht dann blitzschnell.«

»Brauchen Sie Unterstützung? Soll ich versuchen, eine Spezialgarde zu mobilisieren, dass ein Gelände großräumig beobachtet und auch umstellt werden kann?«

»Nein, Sir. Das wäre für einen normalen Killer gut, aber nicht für

einen Mordroboter wie Mister Amok.«

»Wieso Roboter?«

»Weil ich beinahe den Eindruck habe, dass es beides ist. Eine Mischung aus Roboter und Zombie, angetrieben von der Kraft des Teufels oder von welcher auch immer. Da scheint diese Hexe oder die Hölle einen neuen Versuch gestartet zu haben. Wie dem auch sei, Sir, wir können nur hoffen, dass diese Personen zunächst versuchen, ihre persönlichen Probleme zu lösen, bevor sie auf die Menschheit losgelassen werden. Finde ich.«

»Dem schließe ich mich an. Sie halten mich auf jeden Fall auf dem laufenden.«

»Das versteht sich, Sir.«

Damit war unser Gespräch beendet. Ich drehte mich wiederum und schaute zu Boden.

»Schlechte Nachrichten, nicht wahr?«

»In der Tat, Mr. Lester. Es hat vier neue Tote gegeben.«

Er erschrak. »Durch ihn?«

»Leider.«

Amy stand auf. Sie war bleich wie eine Wachspuppe. Unruhig ging sie im Zimmer auf und ab, während Suko mich fragend anschaute und er von mir eine Erklärung erhielt, der auch Jake zuhörte.

»Was haben die beiden denn mit Dealern oder Mafiosi zu tun?« fragte Suko.

»Das wusste Sir James auch nicht.«

Jake Lester dachte da weiter. »Es könnte doch sein, dass sie sich etwas beschafft haben. Heroin, Kokain – Geld oder so.«

»Daran dachte ich auch«, gab ich zu. »Beides macht sie unabhängig.«

»Sie kommen zu uns!«

Amy Lester hatte gesprochen, und unsere Unterhaltung verstummte auf der Stelle. Die Frau war neben der Tür stehen geblieben. Sie schaute in den Flur. »Zwar sind sie noch nicht hier, aber ich spüre, dass sie kommen werden. Es ist etwas geschehen, was noch nie vorgekommen ist. Ich… ich habe Verbindung aufnehmen können. Ich merke, dass sie nicht mehr weit sind.«

»Schon hier in Oxford?«

»Nein, Jake, nein.« Sie hielt sich an der Wand fest. »Aber sie haben sich auf den Weg gemacht.«

»Wie können Sie das spüren, Mrs. Lester?« fragte ich.

Die Frau atmete durch den offenen Mund ein. Dann deutete sie auf ihre Brust. »Es ist hier«, murmelte sie.

»Hier tief in meinem Innern, und das merke ich sehr deutlich.«

»Wissen Sie denn, wann wir damit rechnen können?«

Sie schüttelte den Kopf. Auf einem Stuhl ließ sie sich nieder.

»Nein, das nicht. Ich habe nur das Fremde in meinem Kopf bemerkt,

und ich habe Angst gekriegt«, fügte sie leise hinzu. »Sie wollen eine Entscheidung. All die Jahre haben sie uns in Ruhe gelassen, aber jetzt…« Amy Lester brach mitten im Satz ab. Sie schaute dorthin, wo das Bild ihres verunglückten Mannes in einem Silberrahmen stand, als könnte ihr der Tote aus dem Jenseits her Kraft geben.

Dann fing sie an zu weinen. Suko und ich schauten uns betreten an.

***

Der Innenhof lag nicht in völliger Dunkelheit. Lampen produzierten Lichtinseln. Genau diese Stellen mieden die beiden unterschiedlichen Gestalten.

Es waren Jory und seine Mutter!

Und Jory hatte Hunger. Seine Zähne knirschten, und er spürte, wie ihn dieses wahnsinnige Gefühl überkam. Es drang von innen hoch, es war wie ein Sog, dem die Sucht folgte. Eine Sucht nach frischem Fleisch.

Rohes Fleisch, noch blutig, ganze Stücke. Eine irre Fresssucht überfiel ihn manchmal. Da kannte er dann keine Rücksicht. Er musste essen, obwohl sein Körper nicht mit dem eines Menschen zu vergleichen war. Er funktionierte anders, in ihm befand sich ein Räderwerk des Schreckens, angetrieben durch die Macht der Hölle und dabei trotzdem kombiniert mit menschlichen Organen.

Seine »Mutter« hatte damals schon gewusst, was sie mit ihrem »Sohn« anstellen würde.

Sie hatte auch den Wagen gefahren und ihn im Schatten einer hohen Außenmauer abgestellt. Hierher, außerhalb des Geländes, drang der Schein nicht vor. Er blieb auf dem Innenplatz haften, wo die hohen Gebäude wie kantige Riesenbaracken standen.

Am Tage war dort die Hölle los. Da schrien die Stimmen, da wurde gearbeitet, da floss Blut.

In der Nacht war es still. Die Gebäude lagen in einer dumpfen, beinahe apathischen Stille: Der Geruch von Blut war nach wie vor da, obwohl sich zur Zeit keine schlachtreifen Tiere in den Warteräumen befanden. Es herrschte Urlaubszeit, was nicht besagt, dass es im Schlachthaus völlig ruhig war. Gearbeitet wurde immer.

Neben der Außenmauer stand der Wagen. Jory und seine Mutter hatten ihn verlassen. Mister Amok war auf das Dach geklettert. So konnte er über den Rand der Mauer hinwegschauen.

Der Innenhof lag menschenleer unter ihm. Kein Wächter patrouillierte, nur die Lampen gaben ihren Schein ab und hinterließen blasse Flecken auf dem Boden.

Jory winkte seiner Mutter beruhigend zu, legte sich auf das Wagendach, streckte die Hand aus und half ihr hoch. Als sie neben ihm stand, duckte sie sich. »Willst du?«

Er nickte.
»Weißt du Bescheid?«
Jory bewegte seine Nasenflügel. »Ich habe es gerochen. Der Duft, der Geruch – er ist einfach wunderbar. Hier werde ich mich endlich satt essen können.«
»Ja, bestimmt.«
In den folgenden Sekunden zeigte Jory, wozu er fähig war. Er sprang von der relativ hohen Mauer nach unten und hielt seine Mutter dabei in den Armen wie ein Spielzeug. Federnd landete er auf dem Boden, wo er stehen blieb und sich umschaute.
Nichts kam auf ihn zu. Kein Mensch hatte ihn beobachtet, aber der Geruch war stärker geworden. Jory bewegte seine Nase, den Mund hatte er in die Breite gezogen, sein Grinsen deutete Vorfreude an, und er zerrte die Mutter hinter sich her. Die Waffe hatte er über seine Schulter gehängt. Er glaubte fest daran, sie so schnell nicht einsetzen zu müssen.
Neben dem größten der Schlachthäuser blieb er stehen. Seine Stirn legte er in Falten, die Unterlippe schob er vor. Als wären es Röntgenapparate, so bewegte er seine Augen, in denen wieder dieser rötliche Schimmer lag, noch weit in den Pupillenschächten, aber als dumpfes Glosen nicht zu übersehen.
Jory »lud« sich allmählich auf.
Er knurrte.
Unruhe hatte ihn erfasst. Er bewegte seine Hände. Mit den Handflächen schabte er über das Mauerwerk. Er wollte an das Fleisch, an das Blut, er nahm den Geruch durch das Mauerwerk wahr, es machte ihn nervös, und er suchte nach einem Einstieg.
Selbst seine Mutter konnte ihn nicht mehr zurückhalten. Mit langen Schritten bewegte er sich vor und glitt auch durch eine Lichtinsel. Dabei veränderte sich sein Körper. Er sah nun aus wie ein langer Fisch.
Als er stehen blieb und den Kopf anhob, sah er über sich die Reihe der Fenster. Klein, quadratisch, nebeneinander liegend, aber leider nicht offen. Dahinter lag das Fleisch.
Jorys Gesicht verzerrte sich. Er drehte den Kopf. Seine Mutter kam auf ihn zu. Sie sagte kein Wort, wies nur nach oben und sah das Nicken ihres »Sohnes«.
»Es ist zu hoch.«
»Dann hol dir den Schlüssel.«
»Von wem?«
»Komm mit.« Die Frau hatte sich sorgfältiger umgeschaut als ihr Sohn. Er wurde in diesen Augenblicken nur von der reinen Gier getrieben, und das war schlecht. Er musste satt werden. Drei Tage würde es reichen, in diesen drei Tagen konnte viel erledigt werden,

erst anschließend drang die Gier nach Fleisch wieder in ihm hoch.
Mit einem sicheren Instinkt führte die Frau die Höllenbestie um das Gebäude herum und auf den Platz, der an der Vorderseite lag.
Hier blieben sie stehen.
Jory zuckte zurück, weil aus dem Bereich des Eingangs ein Lichtstreifen fiel.
Das erleuchtete Fenster lag neben der breiten Tür. Es gehörte zu einem Büro. Hinter der Scheibe malte sich der Umriss eines sitzenden Mannes ab, sicherlich der Nachtwächter, der all das tote Fleisch beschützen musste. Hin und wieder nahm er auch Anrufe von Lieferanten entgegen, um sie auf spätere Termine zu vertrösten.
»Ich werde ihn herauslocken«, sagte die Frau.
Jory nickte.
»Aber töte ihn nicht!«
Die Bestie, die bereits nach ihrer Waffe gefasst hatte, ließ die Arme sinken. Sie war enttäuscht, und die Frau setzte zu einer Erklärung an. »Ich will nicht, dass wir schon jetzt Aufsehen erregen. Es soll nichts auf dich hinweisen. Sie sind dir auf der Spur, wir sind ihnen auf der Spur, und der Kreis zieht sich enger.«
Jory hob die Schultern.
Seine Mutter schob ihn in den Schatten. Sie brauchte nichts mehr zu sagen. Jory hatte begriffen. Er wartete und schaute seiner Mutter zu, wie diese an der Tür stehen blieb, als wollte sie dort klopfen, sich es aber anders überlegte und auf das Fenster zuschritt, hinter dessen Scheibe die Gestalt des Mannes zu erkennen war.
Sie klopfte gegen das Fenster.
Der ältere Mann im weißen Kittel hatte vor seinem Schreibtisch gehockt, den Stuhl zurückgeschoben und ins Leere gestarrt. Er schrak zusammen, als ihn das Geräusch erreichte, hob den Blick und drehte den Kopf automatisch der Scheibe zu.
Die Frau winkte. Sie hoffte, gut genug gesehen zu werden. Zudem vertraute sie darauf, dass dieser Nachtwächter in einer Frau keine Gefahr für sich sah.
Er stand auf.
Leider kam er nicht zur Tür, sondern trat an das Fenster heran. Er drehte den Griff und zog es auf. Sein Gesicht sah müde aus. Unter seinen Augen hatten sich halbkreisförmige Schatten eingegraben.
Die Haut wirkte welk.
»Ja, bitte? Was ist los?«
»Ich muss mit Ihnen reden.«
»Worüber?«
Die Frau schaute sich um. »Es geht um gewisse Dinge, die ich erfahren habe.«
»Was denn?«

»Na ja, ich weiß nicht, wie ich es sagen soll.« Sie gab sich einen verschwörerischen Anschein. »Legal ist es nicht, das können Sie mir glauben, Mister.«
Der Nachtwächter war endgültig wach geworden. Er ahnte, worauf die Person hinauswollte. »Was heißt nicht legal? Denken Sie dabei an illegale Fleischtransporte?« Davon hatte er in der letzten Zeit viel gelesen. Es hatte in England die Rinderpest gegeben, und daran wiederum hatten zahlreiche Menschen verdient, am Rande der Legalität. So wurde auch dieses Fleisch außer Landes gebracht, in Büchsen, was nicht verboten ist, nur musste es manchmal zwischengelagert werden, dazu eigneten sich Schlachthäuser. Fairerweise muss man sagen, dass die Schweinepest nicht auf den Menschen übertragbar ist.
Die Frau nickte. »Ja, Sie haben es erfasst.«
Der Wächter strich über sein Kinn und lauschte dabei dem schabenden Geräusch der Bartstoppeln. »Was soll ich denn damit zu tun haben, sagen Sie mal.«
»Sich etwas anschauen.«
»Und was?«
»Einen Wagen.«
»Sie meinen einen Transporter?«
»Richtig.«
»Wo ist er?«
Die Frau trat einen Schritt zurück. Sie wies in die Richtung, wo Jory sich aufhielt. Zwar war der Nachtwächter misstrauisch, aber gleichzeitig ahnungslos. Er beugte sich ziemlich weit aus dem Fenster. Genau, das hatte die Frau gewollt.
Mit beiden Händen griff sie blitzschnell in die Haare des Mannes und klammerte sich daran fest. Bevor der Mann noch schreien konnte, zerrte ihn die andere nach vorn.
Er konnte das Gleichgewicht nicht mehr halten. Wie ein Reckturner kippte er dem Boden entgegen, schlug hart auf, blieb liegen und stöhnte leise auf.
Erledigt war er nicht. Der Mann hatte nur für einen Moment den Überblick verloren. Genau diese Zeitspanne reichte Mister Amok aus. Er war schon bei ihm.
Seine Faust raste nach unten.
Der Nachtwächter hatte nichts gesehen, nicht einmal den Schatten der menschlichen Bestie. Er gab auch keinen Schrei von sich. Still sackte er zusammen. Vor dem Fenster blieb er liegen, wurde von der Frau untersucht, die zufrieden mit der Aktion war, denn Jory hatte ihn nur bewusstlos geschlagen.
»Schaff ihn in seine Bude!«
Kein Problem für Mister Amok. Er lud ihn auf die Schulter.

Zusammen mit dem schlaffen Körper kletterte er durch das Fenster in das kleine Büro hinein.
Seine Mutter folgte ihm. Als sie neben dem schmalen Schreibtisch stand, atmete sie tief durch. »Geschafft!«
»Ich will Fleisch!« erklärte Jory mit dumpf klingender Stimme.
»Das bekommst du!«
»Wann?«
Die Frau schloss das Fenster. Der Bewusstlose lag neben dem Schreibtisch. In den nächsten Stunden würde er sich nicht rühren.
Wenn dann alles vorbei war, würde er sich nur an eine fremde Frau erinnern können, wenn überhaupt.
Jory wusste, wo das Fleisch aufbewahrt wurde. Der Geruch zeigte ihm den Weg.
Er eilte vor.
Es war recht düster im Schlachthaus, denn es schimmerten nur die Lampen der Notbeleuchtung. Lange Gänge nahmen ihn auf. Die Wände waren schon hier gekachelt. Gelbe Fliesen, hin und wieder vom Schein der Notbeleuchtung betupft. Dann sahen die Wände aus wie die Haut einer alten Leiche, die kurz vor dem Eintritt in den Zustand der Verwesung stand.
Die Zwischentüren waren zwar zu, doch nicht abgeschlossen. Jory hebelte oder schob sie auf. Mächtige Türen aus Metall, und der Blutgeruch verstärkte sich mit jedem Schritt.
Es wurde kälter. Sie erreichten die Nähe der großen Kühlkammern, aber dort wollten sie nicht hin.
Frisches, blutiges Fleisch – danach stand ihm der Sinn. Er ging geduckt und leckte über seine Lippen. Die Augen bewegten sich dabei wie zwei rötliche Kreise. Er hatte die Lippen gebleckt, seine Zähne schimmerten wie Stahlstifte. Sie lauerten darauf, in die blutige Masse gestoßen zu werden.
Eine sehr breite Schiebetür musste von ihm aufgezerrt werden.
Jory tat es gern, er knurrte in wilder Vorfreude, und er hatte endlich sein Ziel erreicht.
Vor ihm lag die Kammer.
Da hing das Fleisch.
Rinder- und Schweinehälften baumelten an den Haken. Sie bildeten regelrechte Gänge, in denen auch die großen Tische lagen, auf denen Hälften zurechtgeschnitten wurden.
Die Werkzeuge, mit denen dies geschah, glichen wahren Mordinstrumenten.
Er schnappte sich eines der Messer, fuhr damit herum, und die lange, scharfe Klinge beschrieb dabei einen schimmernden Reflex.
»Nimm dir, was du brauchst, Junge!«
Jory grinste und nickte. Er suchte sich eine Rinderhälfte aus,

wuchtete sie locker vom Haken und schleuderte sie auf den breiten Tisch. Dort machte er sich über sie her. Das Messer setzte er nur dreimal ein. Blut floss und sickerte in Ablauf rinnen.

Jory aß.

Nein, er fraß, und er schmatzte dabei. Er riss mit seinen harten Zähnen die frischen, blutigen Stücke hervor. Er bewegte seine Kiefer malmend, schlürfte, leckte sich mehrmals die blutigen Lippen und genoss es, Kraft zu tanken.

Seine Mutter schaute zu. Auf ihrem Gesicht und auch in den Augen lag einzufriedener Ausdruck. Sie freute sich darüber, dass es Jory gut ging, er musste in Form sein, nur so konnte er es schaffen, das große Problem zu bewältigen.

Sie brauchten freie Bahn. Der andere Zwilling und die richtige Mutter lebten. Sie konnten sehr leicht zu Hindernissen werden, was sie auf keinen Fall wollte. Es hätte nur die weitere Arbeit gestört.

Mutter und Sohn hatten noch viel vor, und wenn alles klappte, würden sie bald unbesiegbar sein.

Reich werden und auch gefährlich.

Jory hatte sich auf die Tischkante gesetzt. Er brauchte kein Licht.

Sein Gesicht schwebte wie ein bleicher Fleck in der Düsternis, der sich beim Kauen zuckend bewegte. Knochenreste schleuderte er weg. Sie knallten auf die Fliesen.

»Wie viel noch?«

»Ich bin noch nicht fertig.«

»Dann iss.«

Mit dem Messer säbelte er das nächste Stück Fleisch ab. Er hatte es einer halben Schweinehälfte entnommen. Zwar machte es ihm mehr Spaß, in lebende Tiere zu beißen, aber das hier musste ihm auch ausreichen, denn so lange waren diese Schweine und Rinder noch nicht tot.

Er war zufrieden, was er durch ein sattes Rülpsen andeutete. Dann rieb er seinen Magen.

»Okay?«

Jory nickte.

»Dann komm.«

Mister Amok bewegte sich schwerfällig, als er seiner Mutter folgte.

Er war satt, fühlte sich kräftig, aber gleichzeitig auch müde. Schlaf war wichtig für ihn und sollte auch kein Problem darstellen. Die Mutter kannte sich inder Stadt aus. An einem einsamen Platz würde sie ihren Wagen abstellen und die nötige Ruhe finden.

Niemand sah sie, als sie das Gelände verließen. Und es schaute auch niemand zu, wie sie in das Fahrzeug stiegen.

Wenig später waren sie unterwegs.

Die Frau fuhr, Jory saß neben ihr, das Gesicht zu einem breiten

Lächeln verzogen. Er war satt, er fühlte sich gut, er grinste, und er dachte an seine folgende Aufgabe.

Blut, viel Blut sah er.

Es tat ihm schon jetzt gut…

***

Die Luft im Raum war stickig geworden, deshalb hatten wir das Fenster geöffnet. Wann Jory erschien, wusste keiner von uns, aber er würde kommen, das stand fest.

Seine Mutter spürte ihn.

Wir wollten Amy Lester nicht stören. Sie saß auf einer Couch und war in sich zusammengesunken. Ich dachte über Amy Lester nach, hätte mich gern mit ihr unterhalten, doch ich wollte sie nicht stören.

Sie wirkte wie eine Person, die sich innerlich auf die Reise in die eigene Vergangenheit begeben hatte und jetzt nach neuen Verbindungen suchte, um diese Zeit festzuhalten.

Ich dachte darüber nach, ob wir die Verbindung zwischen ihr und ihren Söhnen erleben würden. Auch Jory war ihr Kind, ebenso wie Jake, den sie um ein Glas Wasser bat, das er ihr holte.

»Danke.« Amy trank in kleinen Schlucken. Dann stellte sie das leere Glas weg.

Draußen schien die Sonne. Sie tupfte gegen die Gärten ebenso wie gegen die Mauern der Häuser. Aber sie stand schon schräg, bald würde sie zu einem roten Ball werden. Die Temperatur war wieder gestiegen, der kalte Hauch hatte sich zurückgezogen, der Himmel präsentierte sich in einer absoluten Klarheit.

Suko und ich kamen uns wie Eindringlinge vor, die gerade noch akzeptiert waren. Wir konnten auch nicht das Haus verlassen, denn wir mussten die Frau schützen.

Möglicherweise schaffte sie es auch, uns einen Hinweis auf diesen Höllenzombie zu geben, wenn sie einen telepathischen Kontakt zu ihm hergestellt hatte.

Ich war in den Garten gegangen und hatte Suko mit Amy Lester zurückgelassen.

Nebenan wurde gegrillt. Der Geruch von Holzkohle und angebratenem Fleisch wehte über die Büsche hinweg, die den Garten der Lesters eingrenzten.

Normalerweise habe ich nichts gegen Griller. In diesem Fall schon, denn ich dachte an den verfluchten Killer, der auf uns lauerte. Er würde keine Rücksicht nehmen, auch nicht auf die Menschen, die als Nachbarn in der Nähe lebten.

Der Garten der Lesters war gepflegt, zeigte allerdings nicht die penible Sauberkeit, die man von anderen kleinen Gärten kannte, wo die Bewohner fast jeden Grashalm kämmten. An den Rändern war das

Grundstück zugewachsen. Vor den natürlichen Wänden schauten bunte Sommerblumen aus der Erde, und zwischen den Hecken schimmerten hin und wieder die roten Blätter der Rosen.

Eine kleine Idylle, die zur Hölle werden konnte. Als ich hinter mir Schritte hörte, drehte ich mich um. Jake Lester hatte das Haus verlassen. Über den Rasen kam er auf mich zu. Er passierte auch den weißen Gartentisch mit den vier Stühlen und blieb neben mir stehen. Er hatte sich eine dünne auberginefarbene Sommerjacke über das T-Shirt gestreift. Scharf blickte er mir in die Augen.

»Kann ich mit Ihnen reden?« fragte ich.

»Sicher.«

Ich nickte. »Es geht um Ihre Mutter, Jake. Sie wissen ja sicherlich, was sie versucht.«

»Natürlich.«

»Hat sie schon früher einmal daran gedacht, auf eine ungewöhnliche Art und Weise Kontakt mit ihrem zweiten Sohn aufzunehmen?«

Jake Lester überlegte nicht. Er gab die Antwort sofort. »Nein, nicht dass ich mich daran erinnern könnte. Was aber nicht heißt, dass dies nicht geschehen ist. Sie hat mit mir so gut wie überhaupt nicht über das Problem gesprochen, obwohl es sie sehr belastet hat.«

»Das habe ich gesehen.«

»Ich wurde überrascht, und wenn ich an die Zusammentreffen in der Vergangenheit denke, so liegen sie doch ziemlich lange zurück. Ich kann mich jedenfalls nicht daran erinnern.«

»Auch jetzt nicht?«

»Doch – ja. Da war die Sache mit meinem Geburtstag und so weiter. Auch damals in den Ferien, als wir auf dem Meer waren, aber wir waren alle jung, die Erinnerung verschwamm sehrschnell, denn in meinem Leben passierte einiges.«

»Zu einer weiteren Begegnung kam es nicht mehr?«

»Nein.«

»Klar«, murmelte ich mehr zu mir selbst. »Da ist dieser verdammte Teufel im Ausland gewesen.«

»Darf ich Sie etwas fragen, Mr. Sinclair?«

»Immer.«

»Da Sie so etwas wie ein Fachmann sind, müssten sie doch auch für diese Vorgänge eine Erklärung haben. Wie sieht es damit aus? Haben Sie die? Können Sie mir rational verständlich machen, was da geschehen ist? Wer diese Frau war oder ist?«

»Im Moment nicht.«

Er war enttäuscht. »Das ist nicht viel.«

»Ich weiß, aber warum sollte ich Ihnen Hoffnungen machen? Natürlich können wir spekulieren, wobei ich mich frage, ob es uns weiterbringt. Hier sind Kräfte am Werk, die wir als Menschen schwer

fassen und begreifen können, Jake.«
»Überirdische?«
»Ja.«
»Die schon damals da waren?«
»Wie meinen Sie das?«
»Vor und während der Geburt.«
»Während zumindest.«
»Dann reduzieren sie sich auf diese Frau, deren Name keiner von uns kennt.«
»So sehe ich es.«
»Meine Mutter hat sie auch als Hexe bezeichnet. Oder zumindest als eine Person mit übernatürlichen Fähigkeiten. Darf ich fragen, wie Sie dazu stehen, Mr. Sinclair?«
»Positiv.«
»Heißt das, dass Sie an Hexen glauben?«
Ich nickte.
»Sie haben Erfahrungen?«
»Ja.«
Er atmete tief durch. »Ich möchte mich nicht danach erkundigen, wie diese Erfahrungen wohl ausgesehen haben. Ich habe Sie nur akzeptiert, Mr. Sinclair, was ich mir vor einem Tag auch nicht hätte denken können. Die Welt hat für mich ein anderes Gesicht angenommen. Sie ist gekippt. Sie hat das verloren, was bisher verborgen geblieben ist.« Er schüttelte sich. »Sie ist dabei nicht besser geworden.«
»Da haben Sie Recht, Jake.«
»Und Jory ist hier!«
Er hatte dies mit einer derartigen Bestimmtheit behauptet, die mich misstrauisch machte oder zumindest aufhorchen ließ. »Woher wollen Sie das so genau wissen?« fragte ich.
»Sie glauben mir nicht?«
»Hat Ihre Mutter…?«
»Nein, sie hat damit nichts zu tun. Meine Behauptung ist der Grund, weshalb ich hauptsächlich zu Ihnen kam.«
»Ich bin gespannt.«
Er bewegte seinen Arm und brachte ihn hinter seinen Körper. Mit der rechten Hand zog er etwas aus seiner hinteren Jeanstasche hervor. Ich hörte das Knistern von Papier und schaute zu, wie Jake Lester einen Zeitungsausschnitt auffaltete. »Dieser kleine Artikel war als letzte Meldung in die Zeitung gebracht worden. Lesen Sie ihn selbst.«
Ich drehte mich in den Schatten, lasden Text, in dem von einem Einbruch in den Schlachthof berichtet wurde. Man hatte einen bewusstlosen Wächter gefunden, aber keinen Hinweis auf die Täter.
Im Schlachtraum selbst waren eine Rinder- und eine Schweinehälfte

angeschnitten worden. Ich gab Lester den Artikel zurück. »Was sagen Sie, Mr. Sinclair?«

»Sie glauben, dass es Jory gewesen ist, der in dieses Schlachthaus eindrang?«

»Ja.«

»Warum?«

»Welcher normale Mensch würde so etwas tun? Als ich den Artikel las, habe ich mir nichts dabei gedacht. Erst als Sie uns aufklärten, erinnerte ich mich wieder an die Szene in unserem Urlaub, als Jory vor meinen und den Augen meiner Freunde in einen lebenden Fisch gebissen hatte. Er trennte ihm den Kopf ab und verschluckte ihn. Dieser«, er verzog das Gesicht, »Mensch ist ein Fleischesser. Er braucht das Fleisch, er braucht das Blut wie wir unsere normale Nahrung. Er ist furchtbar, er ist auf gewisse Art und Weise auch kannibalisch.« Jake schüttelte sich. »Ich kann einfach nicht akzeptieren, dass er auch ein Kind meiner Mutter ist. Das… das will mir nicht in den Kopf.«

»Jory ist nicht mehr ihr Kind.«

»Sie denkt anders.«

»Quälen sie Schuldgefühle?«

Er nickte. »Ich denke schon.«

»Haben Sie mit ihr darüber geredet?«

»Sie wollte nicht.«

»Kennt Ihre Mutter den Artikel?«

»Nein. Vielleicht hat sie ihn gelesen, aber keine Parallelen gezogen wie ich.«

»Ja, das ist möglich.« Ich nickte. »Dennoch weiß Ihre Mutter Bescheid. Es kann auch sein, dass sie es tatsächlich schafft, mit Jory Verbindung aufzunehmen. Sie würde uns den Weg zu ihm zeigen können.«

»Oder umgekehrt.«

Ich hob die Augenbrauen. »Ja, das ist auch möglich. Er wird reinen Tisch machen wollen und zu Ihnen kommen. Aber wir werden ihn hier erwarten, Jake.«

Lester überlegte sich die nächste Frage. »Glauben Sie denn, ihn stoppen zu können?«

»Wir müssen es versuchen.«

»Er wird rücksichtslos von der Waffe Gebrauch machen.«

»Falls wir es dazu kommen lassen.« Jake Lester lächelte spöttisch.

»Ein übersteigertes Selbstbewusstsein haben Sie nicht gerade.«

Ich hob die Schultern. »Wir machen diese Arbeit schon einige Jahre, das können Sie mir glauben, Jake.«

»Glaube ich Ihnen sogar, und Sie haben sicherlich auch Erfolge errungen.«

»Ja.«

Er stellte mir eine Frage, die mich ebenfalls beschäftigte. Nur sprach er sie anders aus. »Manchmal ist der Hehler schlimmer als der Stehler, Mr. Sinclair, wenn Sie diesen Vergleich gestatten. Ich denke nicht nur an diesen Killer, sondern auch an die Person, die hinter ihm steht. Die blasse, unscheinbare, namenlose, aber gefährliche Frau, die den Killer lenkt und ihn einsetzt. Was denken Sie über diese Person?«

»Nichts.«

»Das können Sie mir nicht erzählen.«

»Doch, Jake. Ich nehme sie zunächst einmal hin und weise auch nicht von der Hand, dass sie eine Hexe ist. Ichmüsste sie sehen, ihr gegenüberstehen und…«

»Können Sie eine derartige Person stoppen? Sie als Mensch?«

»Ich denke schon.«

Er runzelte die breite Stirn. Seine blaugrauen Augen blickten skeptisch. »Und wie? Sagen Sie nicht, durch irgendwelche Zauberformeln, das nehme ich Ihnen nicht ab.«

»Nein, es gibt da andere Möglichkeiten.«

»Über die Sie jetzt nicht reden wollen, denke ich.«

»Richtig.«

Er nickte mir zu. »Gut, akzeptiert.« Dann schaute Lester gegen den Himmel, der eine hellrote Färbung angenommen hatte, als wäre die große Klappe eines gewaltigen Backofens geöffnet worden. »Es ist noch Tag und nicht Abend. Wahrscheinlich wird dieser Höllensohn in der Dunkelheit auftauchen.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich muss noch einmal weg.«

»Wohin?«

»Ist das ein Verhör?«

»Das nicht, nur eine sehr natürliche Frage, denke ich.«

Er hob die Schultern. »Ich habe eine Freundin hier. Wir waren eigentlich für heute Abend verabredet. Ich möchte ihr Bescheid geben, dass ich nicht kommen kann.«

»Haben Sie kein Telefon?«

»Doch. Aber es ist besser, wenn ich Cindy persönlich spreche. Sie ist sehr couragiert und würde tausend Fragen stellen. Sie würde mir einfach nicht glauben. Persönlich kann ich mehr Überzeugungsarbeit leisten, Mr. Sinclair.«

Ich wusste nicht, ob er mich anlogoder tatsächlich die Wahrheit sagte. »Nun ja, das muss ich akzeptieren.«

»Es wird nicht lange dauern, schätze ich. Bei Einbruch der Dunkelheit bin ich wieder hier.«

»Welcher Wagen gehört Ihnen?«

»Der Golf vor dem Hauseingang.« Ich ging mit Jake Lester dorthin. Der Wagen schimmerte in einem dunklen Blau. Er stand in einer sehr

ruhigen Wohnstraße, die so viel heile Welt verströmte, dass es unmöglich war, an ein Verbrechen zu glauben.

Als er einstieg, blieb ich noch neben seinem Wagen stehen. »Ist was, Mr. Sinclair?« Ich hielt die Fahrertür an ihrem oberen Rand fest. »Ich möchte Sie bitten, Jake, nichts auf die leichte Schulter zu nehmen. Wirklich gar nichts. Denken Sie daran, dass er unterwegs sein kann. Vielleicht ist er schon auf der Suche, und möglicherweise weiß er mehr über Sie, als Sie bisher geahnt haben.«

»Wie soll ich das denn verstehen?«

»Heißt Ihre Freundin nicht Cindy?«

»Ja – und…« Er bekam große Augen, als er begriff. »Denken Sie, dass der Killer sie besucht haben könnte?«

»Ich lasse nichts außer Acht.« Jake Lester schwieg. »Ja«, murmelte er, »ja, das ist…«, er holte tief Luft. »Was sollte ich Ihrer Meinung nach unternehmen?«

»Im Wagen ist Platz genug für uns beide.«

»Sie wollen mit?«

»Ich sage nur meinem Freund und Ihrer Mutter Bescheid.« Es war wirklich besser, wenn ich ihn nicht allein fahren ließ. Dieser Meinung war auch Suko.

Mit Mrs. Lester sprach ich nicht darüber. Ich warf nur einen Blick in den Wohnraum. Dort saß sie noch immer an ihrem Platz und schaute ins Leere.

»Gib nur auf sie Acht!« flüsterte ich Suko zu.

»Darauf kannst du dich verlassen, Alter…«

***

»Schauen Sie sich um, Mr. Sinclair. Ist Oxford nicht eine wunderbare Stadt? Hat man es hier nicht geschafft, das Alte zu bewahren, ohne das Neue zu vergessen? Hier ist man doch eine wunderbare Partnerschaft eingegangen. Nichts stört, nichts ist zum Abgewöhnen. Nichts verschandelt den Blick des Betrachters. Manchmal habe ich das Gefühl, als würden die alten Mauern der ehrwürdigen Uni-Gebäude in einem Meer von Grün ertrinken. Ich liebe diesen Ort.«

Da hatte Jake Lester zwar ein wenig übertrieben, aber im Prinzip hatte er Recht.

Oxford war frisch, war rein, war ohne Industrie, hatte einen alten Stadtkern, aber auch sehr viele Grünflächen, die ihn wie eine Lunge umgaben und im Innern auflockerten.

Wir mussten in den Westteil, denn dort wohnte Cindy Bell. Sie war noch Studentin und hatte das Glück gehabt, in ihrer Heimatstadt einen Studienplatz zu ergattern.

»Wohnt Cindy allein?« fragte ich.

»Nein, bei ihren Eltern.« Jake lächelte knapp. »Hier ist eben alles

anders.«

»Das merke ich schon.«

Eine abendliche Ruhe lag über Oxford. Das letzte Licht der Sonne hatte die Konturen weich werden lassen und dem Wasser des Oxford Canal auf der Oberfläche einen hellgrünen Glanz gegeben. Die Wasserstraße lag an der rechten Seite, links von uns befand sich der Bahnhof. Ich sah die Gleise und auch das alte Gebäude mit den hohen, großen Fenstern, in denen sich das Licht der Sonne spiegelte.

»Müssen wir noch weit fahren?«

»Nein, Mr. Sinclair. Wir überqueren gleich eine Brücke und erreichten den Cricket Ground. Dort wohnt Cindy.«

Auf der Brücke herrschte wenig Verkehr. Die meisten Menschen waren mit dem Rad unterwegs. Nichts, aber auch rein gar nichts deutete auf eine Gefahr hin, die blitzartig zuschlagen konnte, um Grauen und Tod zu hinterlassen.

Das Gelände des Cricket Ground war zur Straße hin durch hohe Bäume geschützt. Rechts der Brücke schimmerte das Wasser eines großen Teichs. Die langen Arme der Trauerweiden spiegelten sich auf der Oberfläche.

Vier Häuser standen dicht zusammen. Auch sie gehörten zu den älteren, aber sehr gepflegten Bauten. Bäume verbesserten das Kleinklima und sorgten für Schatten.

In diesen Schatten fuhren wir hinein. Jake stellte den Motor aus, und wir verließen das Fahrzeug.

Er deutete auf das linke Eckhaus. »Dort ist es.«

Eine lange Treppe führte hoch. Eisengeländer friedeten sie ein. Es war still. Wir hörten das Summen der Mücken. Dann eine etwas leise und traurig klingende Musik. Sie erklang aus dem Nachbarhaus.

Die Tür war in einem dunklen Rot gestrichen. Ich roch noch die neue Farbe. Jake Lester wollte klingeln. Er hatte nicht so direkt auf die Tür geachtet, im Gegensatz zu mir, denn ich stellte fest, dass sie nicht geschlossen war. Ich hielt Lesters Hand fest.

»Was soll das?«

»Ganz ruhig«, sagte ich. »Steht die Tür öfter offen?«

»Nein… eigentlich …«, er erschrak, versteifte sich und saugte die Luft ein.

Ich ahnte, was kam. Mit eisernem Griff hielt ich ihn fest, denn er sollte auf keinen Fall in das Haus hineinstürmen und in sein Unglück rennen.

»Bleiben Sie hinter mir, Jake!«

»Warum denn?«

Ich gab ihm keine akustische Antwort und zog meine Beretta. Er wollte reden, der Ausdruck meiner Augen hielt ihn zurück. Jake Lester erschlaffte. Er hatte begriffen. Sein Körper fiel gegen die Seitenwand

des Eingangs, und plötzlich zitterte er. Der Lehrer hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten.

Mir wäre es am liebsten gewesen, wenn er mich nicht begleitet hätte. Ich drückte die Tür auf und war froh, dass er sich nicht bewegte. Das leise Knarren der Angeln nahm ich in Kauf. Für mich hatten sich die abendlichen Schatten bereits in düstere Vorboten des Todes verwandelt, die auch nicht wichen, als ich den ersten Schritt über die Schwelle hinweg in das Haus gesetzt hatte.

Es war dunkel.

Es war still.

Es war tot!

Und es gab diesen widerlichen Geruch, den ich leider nur allzu gut kannte.

Im Flur blieb ich stehen. Ich sah offene Türen und einen mit braunen Fliesen belegten Boden. In einem dunkleren Braun schimmerte das Geländer der Treppe. Die Stufen führten nach oben, wo auf dem ersten Absatz graugrünes Licht durch ein Fenster fiel.

Kurz davor lag die Gestalt.

Ich huschte hoch. Mein Herz klopfte schneller. Zwei Stufen vor dem Ziel sah ich bereits die Blutlache. Sie war aus dem Kopf des Mannes geflossen, der die Schläge nicht überlebt hatte.

Ich konnte nicht einmal erkennen, ob er alt oder jung war. Ich stieg über die Leiche hinweg und erreichte sehr bald die hellere Stelle auf dem Absatz.

Vier weitere Stufen endeten dort, wo die erste Etage begann. Ich sah diesmal keinen Toten, sondern eine hell gestrichene Tür, die in einem rechten Winkel zur Flurwand stand.

Dahinter befand sich ein Zimmer. Wem gehört es? Was würde ich dort finden.

So leise wie möglich näherte ich mich dem Ziel. Es war nichts zu hören, kein fremdes Geräusch, keine andere Stimme. Die tödliche Stille hatte sich wie eine große Kralle um alles gelegt, was mir hier begegnete. Ich merkte, wie auch mein Blut allmählich gefror, weil ich davon ausging, dass der Tod noch kein Ende gefunden hatte.

Jory war hier gewesen.

Hatte er sich auch Cindy Bell geholt?

Fast neben der offenen Tür blieb ich stehen. Noch einmal holte ich Luft und reagierte blitzschnell.

Ich huschte in den Raum hinein, die Waffe schussbereit, dann tauchte ichzur Seite, warf mich auf den Boden, überrollte mich und schnellte wieder hoch.

Das Zimmer war leer.

Dafür stand das Fenster so weit auf wie möglich.

Sofort fiel mir auf, dass jemand in diesem Raum gewesen war und

gewütet hatte.
Nichts stand mehr an seinem Platz. Eine zertrümmerte Stereoanlage, ein umgefallener Schrank, Bücher, Zeitschriften, Mappen, die auf dem Boden verstreut lagen, dazwischen stand einsam und verlassen ein hellrotes Telefon.
Keine Leiche, auch kein Blut. Das wiederum gab mir einen Funken Hoffnung zurück.
Ich näherte mich dem Fenster. Unter der Decke schaukelte ein aus kleinen Pappschiffen bestehendes Mobile.
Erst vor dem offenen Fenster blieb ich stehen. Unter mir lag ein kleiner Park mit altem Baumbestand. Sie warfen ihre Schatten auf den weich wirkenden Rasen. Er stand farblich in einem direkten Kontrast zu den hellen Sitzbänken.
Kein Leben, keine Spur. Ein Geist musste dieses Haus besucht und gemordet haben.
Ich dachte an den Toten und konnte mir gut vorstellen, dass es Cindys Vater war.
Ich musste wieder nach unten, zuvor aber die anderen Räume hier untersuchen.
Sicherheitshalber schaute ich noch in einem schmalen Schrank nach. Dort hingen nur die Kleider der Bewohnerin. Frisch, modern, jung, ein Beweis, dass das Cindys Zimmer war.
Im Flur hatte sich nichts verändert. Nach wie vor lag er im matten Halbdunkel.
Die Stille bedrückte und beengte mich. Ich wusste genau, dass die Gefahr noch nicht vorüber war. Sie hielt sich irgendwo verborgen.
Jede Faser meines Körpers war angespannt. Vom Nacken her löste sich ein kleiner kalter Schweißtropfen und rann wie einer Eisbahn folgend über meinen Rücken.
Dann hörte ich den Schrei.
Unmenschlich, tierisch schon und qualvoll.
Ich wusste auch, wo er aufgebrandet war.
Unten, an der Haustür, vor dem Eingang. Und dort hielt sich Jake Lester auf.
Zumindest hatte er das bisher.
Für mich gab es kein Halten mehr.

***

»Die beiden sind weggefahren, nicht wahr, Mister?«
Suko zuckte leicht zusammen, als Amy Lester ihn ansprach. Er hatte sich an die Stille gewöhnt gehabt und war durch die Frage aus ihr hervorgerissen worden.
»Sind sie gefahren, Inspektor? Ich habe den Motor eines Autos gehört. Ich kenne den Wagen meines Sohnes.«

»Ja, sie sind weg.«
»Und wohin?«
»Sie wollten zu Cindy, wie mir mein Freund sagte.«
Amy Lester nickte. »Ja, ich verstehe. Cindy ist die Freundin meines Sohnes. Sie ist ein sehr nettes Mädchen. Studentin hier in Oxford. Ich denke, dass die beiden heiraten werden.« Ihre Stimme sackte ab.
»Falls es dazu je kommen wird.«
»Was sollte dagegen sprechen?« fragte Suko.
»Jory.«
»Er wird nicht gewinnen.«
Amy Lester hob sehr langsam den Kopf, damit sie Suko anschauen konnte. Ihr Gesicht war blass geworden, man sah ihm die Angst an.
Bevor sie sprach, zuckten ihre Lippen. »Ich weiß nicht, was Sie so sicher macht, Inspektor, ich weiß es wirklich nicht.«
»Wir wissen Bescheid, wir erwarten ihn. Er kann uns nicht überraschen, Mrs. Lester.«
»Glauben Sie das wirklich?« murmelte sie.
»Ja.«
»Nein, Inspektor, nein. Sie kennen ihn nicht. Jory ist kein Mensch, er ist eine tödliche Mordmaschine, wenn Sie verstehen. Er ist einfach grausam und nimmt auf Menschen keinerlei Rücksicht. Ich habe ihn geboren, Inspektor.«
»Das ist auch alles.«
»Reicht das denn nicht?«
»Nein, Mrs. Lester. Sie haben bisher keinen Kontakt mit ihm gehabt. Er ist Ihnen nach der Geburt weggenommen worden. Sie brauchen sich bei Gott keine Vorwürfe zu machen.«
»Lassen Sie Gott aus dem Spiel, bitte!«
»Hat er Sie nicht auch beschützt? Ist Ihr Leben bisher nicht einigermaßen harmonisch verlaufen? Es hätte doch schlimmer kommen können. Wenn Ihnen Jory früher und ohne Vorwarnung begegnet wäre, dann hätten Sie keinen Schutz gehabt.«
»Wer ist denn jetzt meine Schutz? Sie…?«
»Ich denke schon.«
»Nein, Inspektor. Sie werden mich oder uns nicht vor Jory schützen können. Wie wurde er genannt? Mister Amok. Und er wird Amok laufen, das kann ich Ihnen versprechen. Er wird in diese Stadt einfallen und den Tod verbreiten. Die schlimmen Dinge, die wir täglich auf den Bildschirm sehen, werden von der Realität an Grausamkeit noch übertroffen werden. Ich weiß das.«
»Noch ist nichts passiert.«
»Sie sind ein seltsamer Optimist.«
»Ich versuche nur, realistisch zu sein, Mrs. Lester. Wir haben ihn noch nicht zu Gesicht bekommen.«

»Aber er ist hier!« rief sie. »Woher wollen Sie das wissen?« Amy Lester bewegte sich unruhig, blieb allerdings auf ihrem Platz sitzen.

»Weil ich es spüre, Inspektor. Ja, ich spüre es genau. Es ist wie ein seelischer Druck, der auf mir lastet. Und er wird immer stärker. Er hat bereits einen Ring um unser Haus gezogen.« Sie wischte über ihre Augen, in denen Tränenwasser schimmerte. »Ich… ich kann mich nicht dagegen wehren, die Vergangenheit hat sich auf den Weg gemacht, um mich einzuholen. Sie ist nicht mehr weit entfernt.«

»Was spüren Sie, Mrs. Lester?« Amy stand mit einem Ruck auf, musste wegen dieser Bewegung allerdings einen Schwindel unterdrücken. Sie hielt sich an der Couchlehne fest und betrachtete das Bild ihres Mannes.

Es stand nach wie vor auf der Kommode. Sam Lester lächelte, er war jung, er war stolz auf seine Frau. Auch Suko kannte das Bild, das vom Licht der letzten Sonne betupft wurde.

Mrs. Lester spannte sich. Sie drückte den Rücken durch und streckte die, rechte Hand aus. Mit dem Zeigefinger deutete sie auf das Foto. »Dort«, flüsterte sie, »dort und nirgendwo anders spüre ich die Kraft.« Sie atmete schneller. »Etwas ist gekommen, etwas sehr Böses. Es befindet sich bereits hier im Haus, Inspektor.«

Suko konnte den Worten der Frau nicht folgen. Ihm fehlte auch der Beweis, aber er nahm sie ernst.

Er stand auf, und da erkannte er, wie Recht Amy Lester mit ihren Worten gehabt hatte.

Sams Bild bewegte sich!

Urplötzlich schwankte es. Niemand berührte den Rahmen, als ihn das Zittern durchlief. Nicht nur das Foto war darin eingefasst worden, zum Schutz des Bildes diente gleichzeitig eine Glasscheibe. Sie bekam plötzlich Risse, die ersten Sprünge durchzogen das Glas, und beide Menschen hörten das leise Knirschen.

»Sam!« stöhnte Amy, bevor sie die Hände gegen das Gesicht presste.

Sie sah deshalb nicht, wie das Glas in zahlreiche kleine Teile zersprang, die wie ein glitzernder Regen zu Boden fielen und dort liegen blieben. Der silberne Rahmen schmolz.

Als Amy Lester ihre Hände wieder senkte, geschah das für sie besonders Schreckliche.

Mit einem fauchenden Laut fing das Bild Feuer. Dunkle Flammenfinger schossen in die Höhe, umgeben von schwarzen Rauchfäden, die einen beißenden Geruch abgaben. Das Foto veränderte sich. Es schrumpfte zuerst, quoll dann nach vorn wie Teer, und wehte als leichter, dunkler Aschenklumpen zu Boden.

Zurück blieb ein vom Feuer deformierter Rahmen, dessen weiches Silber an zwei Seiten dicke Tropfen gebildet hatte.

Amy Lester stand noch immer auf dem Fleck. Sie erinnerte in ihrer

Haltung an eine Statue, die sich nicht mehr bewegen konnte. Ihr Blick war starr geworden. Zwar schaute sie den Rahmen an, aber sie schien ihn nicht mehr zu sehen.

Suko hatte Angst um sie. Er war sehr schnell bei ihr und stützte sie ab. »Seien Sie ruhig, Mrs. Lester. Verlieren Sie bitte nicht die Nerven, bitte.«

»Sam ist tot«, sagte sie tonlos.

»Das ist er schon seit Jahren.«

»Nein und ja. Jetzt ist er richtig tot. Sein Bild verbrannte. Die andere Kraft hat uns getrennt.«

»Welche Kraft?«

Die Antwort überraschte Suko. »Nicht er, nicht Jory, es ist die Frau, die verdammte Frau, die Hexe!« Sie schüttelte den Kopf, als könnte sie so schreckliche Gedanken abstreifen. »Ja, die Hexe, Inspektor. Wir haben sie vergessen, wir haben uns nur auf Jory konzentriert. Sie war damals schon gefährlich und wird es auch heute sein. Bestimmt ist sie noch grausamer geworden.«

»Haben Sie die Frau gesehen?«

»Nein!« Die Antwort kam schnell. »Aber sie ist hier. Sie hat das Bild zerstört.« Amy schaute gegen die Decke. »Diese Person ist überall. Sie kann eindringen, ohne dass wir sie wahrnehmen. Sie ist uns immer voraus, Inspektor.«

Er ließ Amy zum Fenster gehen. Es stand noch immer offen. Der Geruchzog langsam ab. Amy schaute hinaus in den Garten, wo die Schatten länger geworden waren.

Suko stellte sich hinter sie. Auch er blickte in diese stille Welt, die nur hier ruhig war, denn nebenan hatten sich Menschen versammelt, um ein Grillfest zu feiern.

Menschen waren auch Opfer. Zumindest Suko traute Jory zu, dass er einen wahren Amoklauf begann und zahlreiche Leichen hinterließ. Er fühlte sich in seiner Rolle nicht mehr wohl, denn die Gefahr war sehr dicht herangerückt. Er hätte gern seinen Freund John in der Nähe gehabt und erkundigte sich nach Cindys Telefonnummer.

»Warum wollen Sie anrufen?«

»Ich will wissen, ob alles okay ist.«

»Das ist nicht nur der Grund, Inspektor, ich weiß es. Sie wollen sie wieder herholen, nicht?«

»Ja.«

Amy Lester nannte Suko eine Zahl.

»Danke.« Er ging zum Telefon und tippte die Nummer in die viereckige Tastatur.

Es läutete durch. Er wartete. Niemand hob ab. Sukos Unruhe wuchs. Nach dem achten Läuten legte er wieder auf. Als er sich umdrehte, schaute ihn Amy an.

»Es ist wohl niemand da«, bemerkte Suko.
Amy runzelte die Stirn. »Ist das gut oder schlecht?«
Suko wollte die Situation durch ein Lächeln auflockern. »Da ich Optimist bin, gehe ich mal davon aus, dass es gut ist. Sollten die Beils außer Haus sein, wird ihnen kaum etwas passieren können.«
Mrs. Lester nickte, ohne überzeugtzu sein. »Es gibt auch noch eine andere Möglichkeit«, sagte sie.
»Nein!« Suko wusste, was sie sagen wollte und hatte schon dagegen gesprochen.
Amy ließ sich nicht beirren. »Doch, Inspektor. Ich bin so weit, dass ich Sie aussprechen kann. Ich meine es ernst. Es ist durchaus möglich, dass niemand aus der Familie mehr abheben kann.«
»Zumindest hätte sich mein Freund und Kollege gemeldet.«
»Was ist, wenn Jory ihn auch vernichtet hat?«
»Daran kann ich nicht glauben.«
»Aber er ist stärker als ein Mensch. Er ist eine brutale Bestie, eine Mordmaschine.«
Suko senkte den Blick. Amy Lester hatte Recht. Er wollte es nur nicht zugeben. Eine Schweigepause entstand, bis Amy sagte: »Inspektor, es ist so weit.«
»Wie?«
»Ich spüre sie.«
»Wen?«
Amy Lester stand auf der Stelle und zitterte. Sie sah aus, als wäre ihr schrecklich kalt geworden. Ihre Lippen zuckten, die Fingerspitzen zitterten und schienen jeden Augenblick abfallen zu wollen. Sie bewegte ihren Kopf. Auch die Augen bewegten sich mit, als wollten sie sich auf das nahe Unheil, allmählich einpendeln.
»Ich spüre sie genau…«
»Sagen Sie es mir!«
Amy schwieg. Sie gab die Antwort durch ihre Bewegungen. Auch im Zimmer war es schattiger geworden. Durchdas offene Fenster wehte ein lauer Wind, er brachte den Geruch von frischem Gras mit.
In der Nachbarschaft war ein Rasenstück gemäht worden.
Sie konzentrierte sich auf das Fenster. Durch ihre Gestalt ging ein Ruck, dann nickte sie.
»Dort?«
Amy schwieg.
Suko wollte hinlaufen, es war nicht mehr nötig. Außen vor dem Fenster stand plötzlich eine Frau. Ein graues Gesicht, graue Haare, angegraute Kleidung.
»Nein… nein …!« keuchte Amy Lester.
»Doch, Amy, ich bin es. Kennst du mich nicht mehr? Erinnere dich, als wir uns zum ersten Mal sahen. Auf der regennassen Straße, umtost

vom Sturm. Da bist du erfreut gewesen, als jemand kam und dir half. Du wärst nämlich sonst gestorben. Heute bin ich zurückgekehrt, um mir meinen Lohn für damals zu holen.«

»Neinnnn!« keuchte Amy. Sie wedelte mit den Händen. »Geh weg! Geh bitte weg!«

»Ich bekomme meinen Lohn…«

»Gehweg!«

»Dein Leben, Amy…«

***

Die Sonne hatte längere Zeit auf die Haustür geschienen und auch deren Umgebung aufgeheizt. Der zurückgebliebene Jake Lester spürte den warmen Stein, gegen den er den Kopf gelehnt hatte. Er merkte, wie sich die Furcht in seinem Innern verdichtet hatte. Er konnte kaum noch sprechen. Er wollte Sinclair folgen, und wenige Sekunden später wollte er es wieder nicht. Jake war hin- und hergerissen, er kammit diesen neuen Verhältnissen überhaupt nicht zurecht.

Es war nichts passiert, er hatte nichts gesehen, alles war so ruhig geblieben, doch gerade diese Ruhe kam ihm so trügerisch vor. Er wollte sie nicht mehr akzeptieren. Zumindest Sinclair, der sich im Haus befand, hätte ihm Bescheid geben müssen.

Er hatte es nicht getan. Warum nicht? Weil er dem Tod gegenübergestanden hatte?

Jake Lester stemmte sich von der Nischenwand ab. Er atmete schwer, er spürte den Schweiß und auch die bitteren Schmerzen in seinem Kopf. Er fühlte sich gelähmt, er konnte nicht mehr richtig denken, ihm fehlte die Logik, es gab nur die Angst.

Was sollte er tun? Doch hineingehen und sich eventuell dem Grauen stellen?

Ein Geräusch lenkte ihn ab.

Es drang nicht aus dem Haus. Es war von ihm nicht weit entfernt aufgeklungen und hatte sich angehört wie ein tappender Tritt, dem ein Schleifen folgte.

Noch in der Türnische stehend drehte sich Jake Lester um. Vor ihm lagen die Stufen der Treppe. Sie kamen ihm so weit und lang vor, viel länger als gewöhnlich.

Er musste schlucken.

Schwindel erfasste ihn, und die Stufen fingen vor seinen Augen an zu tanzen. Jake blinzelte. Es mochte an den unterschiedlichen Lichtverhältnissen liegen, denn noch konnten die Sonnenstrahlen das Blattwerk der Bäume durchdringen und deshalb für unterschiedliche Lichtverhältnisse sorgen.

Rechts von ihm, wo kein Haus mehr stand, sah er die Bewegung.

Jemand musste den Garten verlassen haben, ertappte dabei auf den

Gehsteig, dann auf die Straße.

Erst als er diese erreicht hatte, wurde dem jungen Lehrer das gesamte Ausmaß des Schreckens klar.

Es war nicht nur eine Person, sondern zwei.

Jake stand sich selbst gegenüber, und es sah so aus, als hätte auch er seine Freundin Cindy umklammert, die mit zerrissener Kleidung und blutüberströmten Gesicht im Griff des Monstrums hing.

Jake Lester drehte durch.

Er schrie so wie noch nie in seinem Leben!

***

In seinen Schrei hinein mischte sich das Lachen des Mister Amok. Es war so schlimm und grässlich, so laut, donnernd und siegessicher, dass Jake der eigene Schrei auf den Lippen erstarb. Seine Beine gaben plötzlich nach, er sank zusammen und hatte dabei Mühe, sich wieder zu fangen. Er wollte nicht mehr Opfer sein, er wollte etwas tun, und er musste auf seinen perversen Zwillingsbruder zurennen, um ihm Cindy zu entreißen.

Er taumelte vor.

Jory lachte noch immer.

Er lachte auch dann, als er der blonden jungen Frau einen Stoß versetzte. Als leblose Puppe fiel sie auf Jake zu, der sie auffing und mit ihr zurückwich.

Jory aber stand auf der Straße.

Er grinste böse.

Hass entstellte sein Gesicht.

Eine kurze Bewegung mit der linken Schulter, und seine schwere Mordwaffe rutschte herab.

Lässig fing er sie auf, schwenkte sie herum und zielte damit auf Jake und Cindy.

Im selben Augenblick öffnete ich die Haustür!

***

Manchmal erlebt man keine Sternstunden, sondern nur Sternsekunden. Mir jedenfalls erging es so, als ich die Haustür vehement aufstieß.

Mit einem Blick und innerhalb eines kurzen Augenblicks nahm ich wahr, was sich dort auf der Straße abspielte.

Ein Mord sollte geschehen.

Und zum ersten Mal sah ich Jory, den man Mister Amok nannte, lebendig vor mir.

Das registrierte ich nur am Rande. Für mich zählte einzig und allein die beiden Menschen, nach denen der Tod bereits seine knöcherne Klaue ausgestreckt hatte.

Ich schoss.

Dieser Schuss kehrte alles um.
Zeit zum Zielen hatte ich nicht gehabt. Ich wusste auch nicht genau, wo meine geweihte Silberkugel die Bestie erwischt hatte, vielleicht war es auch nur ein Streifschuss gewesen, aber Jory brüllte auf und wirbelte herum, vergaß Cindy und Jake.
Wieder drückte ich ab.
Zu schnell, zu hektisch, außerdem hatte sich Mister Amok in einer hektischen Bewegung befunden. Er war in die Knie gesunken, duckte sich und feuerte selbst.
Seine Waffe mit dem überlangen Lauf verwandelte sich in ein tödliches Instrument, wie auf der Leinwand. Die Garben fegten mir entgegen. Sie waren zu tief gehalten. Wuchtig hämmerten die Geschosse gegen die Treppenstufen. Sie jaulten als Querschläger davon, rissen mit wütenden Fingern Putz und Steine aus dem Gefüge, wanderten auch höher, und ich sah mich gezwungen, den Rückzug anzutreten.
Wuchtig torpedierte ich mich zurück, fiel wieder in das Haus und rollte mich von der Schwelle weg.
Noch eine Garbe hämmerte.
Die Kugeln klatschten gegen das Türholz, rissen dort Löcher, trafen mich nicht.
Die Waffe verstummte.
Der Krieg war vorbei, denn ich war mir in den letzten Sekunden vorgekommen wie ein Soldat während eines Kampfeinsatzes.
Ich lag nicht mehr, sondern stand an der Wand im toten Winkel.
Wer mich jetzt von draußen her treffen wollte, der musste schon um die Ecke schießen.
Niemand feuerte mehr.
Noch war es still; die Echos der Schüsse waren verklungen. Bis die Nachbarn ihren ersten Schock überwunden hatten und auf die Straße liefen, würde es noch etwas dauern, ich kannte mich da aus. Ich musste das Haus vorsichtig verlassen. Es ging nicht allein um meine, sondern auch um die Sicherheit von Cindy und Jake.
Mit dem Fuß stieß ich die Tür auf.
Niemand feuerte mehr.
Ich sah Jory auch nicht.
Dennoch war ich vorsichtig. Es standen zu viele Bäume in der Nähe, die ihm Deckung bieten konnten. Mit verkrampftem Magen und einer zweiten Haut auf dem Körper betrat ich die Treppe.
Ich hörte Jake weinen.
Er hockte mitten auf der Straße. Cindy lag rücklings vor ihm. Ihren Kopf hatte er auf seine Oberschenkel gebettet und strich immer wieder zart über ihr blutverschmiertes Gesicht.
Wie ein Tänzer, mit Bewegungen, die mal nach rechts, dann wieder

nach links zielten, ging ich die Stufen der Treppe hinab, darauf bedacht, angegriffen zu werden.

Niemand schoss auf mich.

Jory war wie vom Erdboden verschwunden.

Ich erreichte das Ende der Treppe. Allmählich trat auch bei mir eine Entspannung ein. Nur wenige Schritte musste ich gehen, dann hatte ich Jake und Cindy erreicht.

Jetzt traute sich die ersten Bewohner aus ihren Häusern. Sie blieben nahe ihrer Türen stehen. Der Ruf nach der Polizei gellte auf, Fenster wurden geöffnet.

Die Menschen schauten zu, wie ich neben den beiden in die Knie ging. Ich musste wissen, was mit dem Mädchen war.

Jake Lester war unverletzt. Er drehte mir sein verheultes Gesicht zu. »Ist sie tot, Jake?«

»Weiß nicht…«

Verdammt noch mal. Ich verstand seine Trauer, aber Cindy war diesmal wichtiger.

Ich fühlte nach dem Puls. »Sie ist nicht tot!« Ich hatte den Eindruck, die Worte zu schreien, stattdessen drangen sie nur mehr flüsternd aus meinem Mund.

Dann schnellte ich hoch, rannte zurück ins Haus, weil ich einen Krankenwagen alarmieren wollte.

Noch während ich telefonierte, hörte ich draußen das Heulen einer Sirene. Ich bekam Verbindung, bedankte mich, legte auf und rannte wieder auf die Straße, wo zwei Polizeiwagen standen. Die Beamten hatten ihre Fahrzeuge verlassen. Einer sprach mit Jake Lester und drehte den Kopf, als er mich die Stufen herabstürmen sah.

»Er wird Ihnen mehr sagen können, Officer.«

Schweigend zückte ich meinen Ausweis. Ich schaute mir Cindy an, während das Heulen der Sirene deutlich lauter wurde.

Ich schaute mir Cindy an. Ihre Lage war nicht verändert. Die Verletzung sah schlimmer aus, als sie es tatsächlich war. Etwas hatte an ihrer Stirn eine Wunde gerissen, aus der Blut gequollen war. Wenig später musste ich dem Notarzt Platz schaffen, der sich um Cindy Bell kümmerte. Jake hatte sich erhoben. Er wurde von zwei Polizisten eingerahmt und schaute auf die liegende Cindy.

»Das kriegen wir wieder in Ordnung«, erklärte der Notarzt. Seine Stimme klang beruhigend. Als er sich erhob, da lächelte er sogar.

»Es sieht schlimmer aus, als es ist.«

Für mich war es wichtig gewesen, Cindy Bell in Sicherheit zu wissen. Erst dann konnte ich weitermachen. Ich pickte mir den Streifenführer heraus. »Haben Sie hier in Oxford eine Mordkommission?«

»Nein.« Er hob die Schultern. »Wir arbeiten immer eng mit London zusammen. Es ist kaum eine Entfernung. Hier passiert nicht so viel, als

dass sich eine derartige Organisation lohnen würde.«

»Dann geben Sie London Bescheid. Scotland Yard. Sagen Sie, dass ich in diesem Fall…«

»Sir, aber warum?«

»Kommen Sie bitte mit.«

Der Mann folgte mir ins Haus. Wenig später sah er den Grund.

Die Leiche lag noch immer auf der Treppe, und der Mann erbleichte.

»Ja, ja, das ist natürlich etwas anderes«, flüsterte er und rannte davon, als würde er dafür Geld bekommen.

Ich ging ebenfalls wieder zurück. Meine Tritte unterbrachen diese gespenstische Stille innerhalb des Hauses, und an der Tür traf ich mit Jake Lester zusammen.

Er blieb stehen.

Auch ich stoppte.

Jake hatte sich wieder gefangen. Auch das verquollene Gesicht würde sich bald wieder normalisiert haben. »Danke«, sagte er nur.

»Sie… Sie haben uns das Leben gerettet.«

Ich winkte ab. »Lassen wir das. Andere Dinge sind wichtiger. Es hat einen Toten gegeben, Jake.« Ich trat zur Seite, damit er einen Blick auf die Treppe werfen konnte.

Jake Lester schwankte. Ich hielt ihn fest, und mir war klar, dass er den Toten erkannt hatte. »Wer ist es?«

»Sir Reginald, Cindys Vater.«

Ich hatte es mir gedacht. Jake löste sich aus meinem Griff. Er ging bis in die Nähe der Wand, stützte den Kopf dagegen und fing wieder an zu weinen.

Sosehr ich ihn in Ruhe gelassen hätte, es war mir leider nicht möglich, denndies hier war nur ein Intermezzo gewesen. Ich hatte Mister Amok nicht besiegen können und musste einfach davon ausgehen, dass er weiterhin versuchen würde, diese friedliche Stadt in eine Hölle zu verwandeln.

Wenn er es auch auf die Familie Lester abgesehen hatte, dann stand aber Amy neben ihrem Sohn im Mittelpunkt. Ich redete mit den Beamten, fasste mich dabei kurz und erklärte, dass ich mich bei Ihnen melden würde.

»Wo können wir Sie erreichen, Sir?«

»Zunächst gar nicht.«

»Oh, das ist…«

»Es hat seine Gründe. Sollte ich Sie benötigen, weiß ich, wie ich mich zu melden habe.« Ich wollte auf keiner Fall, dass sie in die Sache mit hineingezogen wurden. Gegen eine Unperson wie Mister Amok kam kein braver Polizist an.

Der Polizist nickte einige Male, als hätte jemand mit einem Band an seinem Schädel gezogen. Ich ließ ihn stehen und lief wieder nach

draußen, wo mich Jake Lester mit hängenden Armen erwartete. Er schaute zu Boden atmete heftig und gab keine Antworten auf Fragen, die ihm von Nachbarn gestellt worden waren.

Er sprach aber mit mir. »Wie geht es weiter, Mr. Sinclair?«

»Wir müssen zu Ihrer Mutter.«

Ei, knetete seine Hände. »Meinen Sie dass Jory jetzt zu ihr geht?«

»Rechnen müssen wir damit.«

»Und Ihr Kollege?«

»Zwei sind immer besser als nur einer. Kommen Sie.« Ich zog ihn weiter auf den Wagen zu.

Als wir dort waren, blieb er stehen. »Wollen Sie nicht fahren, Mr. Sinclair. Ich… ich fühle mich einfach nicht in der Lage. Wirklich – meine Gedanken …«

»Geben Sie mir den Schlüssel.«

Er drückte ihn mir in die Hand. Ich schloss die Tür auf und nahm hinter dem Steuer Platz.

Zitternd setzte sich der Lehrer neben mich. Er konnte nicht sprechen, obwohl er immer wieder ansetzte.

Ich startete, rollte an den Polizisten vorbei, anschließend an den geschockten Nachbarn.

Die Idylle war noch vorhanden. Allerdings nur äußerlich. Hinter ihr lauerte die Fratze des Todes, und die hatte einen Namen, den ich nie mehr vergessen würde.

***

Mister Amok!

Nein, er hatte die Kugel nicht kommen sehen, aber er hatte gewusst, wie verdammt gefährlich dieser blonde Hundesohn gewesen war. Er war zur Seite gewuchtet, aber das Geschoss hatte ihn trotzdem gestreift.

Jory war geschockt gewesen.

Nie zuvor hatte er einen derartigen Schmerz gespürt. Der wiederum hatte ihn in die Knie getrieben, zu seinem Glück, so war die folgende Kugel über ihn hinweggeflogen.

Dann hatte er geschossen.

Leider nicht gezielt, das war ihm nicht möglich gewesen. In seinem Kopf war einiges durcheinander geraten. Er hatte das Brennen gespürt, die verfluchten Schmerzen, aber instinktiv hatte er gewusst, dass er auf der Straße nicht mehr bleiben konnte.

Er musste weg.

Flüchten!

Und das zum ersten Mal in seiner fürchterlichen Existenz. Zum Glück fürihn gab es in der Umgebung genügend Deckung, die ihm ein sicheres Versteck bot.

Er war in die Schatten der hohen Bäume gehuscht und hatte sich dann wie ein Berserker durch einen Buschgürtel geschlagen. Roboterhaft war er weiter und weiter gelaufen, bis sich der weiche Boden unter seinen Füßen verändert hatte, und Jory spürte, wie das hochgeschleuderte Wasser in sein Gesicht fegte.

Er rannte weiter.

Er sank tiefer, und plötzlich hatte der kleine See seine Gestalt verschluckt. Die mächtigen Füße bewegten sich über den schlammigen Grund, sie wühlten den Dreck in die Höhe, und sie machten eine Sicht noch unmöglicher.

Mister Amok aber ging weiter. Nicht lange blieb er unter der Oberfläche verborgen. Sehr bald verlor der kleine See an Tiefe, und Mr. Amok konnte am anderen Ufer an Land klettern.

Dort fand er wieder Deckung im nahen Gestrüpp. Wenn er seinen hässlichen Schädel nach rechts drehte, sah er eine Brücke, die über das Wasser führte. Um dorthin zu gelangen, musste er einen flachen, mit Gras bewachsenen Hang hochgehen.

Das ließ Jory zunächst bleiben. Wichtiger war seine Verletzung, die er unzweifelhaft erhalten hatte. Am Ufer des Teichs ließ er sich auf den Boden fallen. Die Waffe legte er neben sich. Es war wieder ruhig geworden, niemand schaute ihm zu, aber er hörte das Heulen einer Polizeisirene.

Mister Amok kümmere sich nicht darum. Wichtig war seine linke Kopfseite. Zwischen Stirn, Auge und Wange war das Geschoss vorbeigeschrammt wie ein tödlicher Hauch.

Er fuhr mit seiner Hand am Gesichthoch. Es war nicht sein Fall, so zart mit der Haut umzugehen. Normalerweise reagierte er anders, härter und roher. Hier bewies er, dass er die Finger auch sanft einsetzen konnte, und er merkte plötzlich, wie die Kuppen von etwas Weichem, Lappigem berührt wurden.

Jory erschrak.

Er fühlte weiter. Klebrige Nässe, Blut wahrscheinlich. Eine Wunde, in die er sogar seinen Finger hineinlegen konnte. Unter der Kuppe spürte er den harten Widerstand. Es stammte aus dem Gefüge in seinem Kopf. Für eine Weile hockte er im Gras und war enttäuscht.

Von Depressionen konnte keine Rede sein, aber er wusste nicht, was er jetzt noch tun sollte. Da war eine Welt für ihn zusammengebrochen, denn bisher hatte man ihm berichtet, unbesiegbar zu sein.

Seine Mutter hatte ihn so erzogen, ihm das Gefühl gegeben, unbesiegbar zu sein, etwas Einmaliges zu sein, geformt durch die Kraft der Hölle und durch sie.

Jetzt war er verletzt. Angeschossen von einem Mann, den er zwar nicht fürchtete, vor dem er sich allerdings in Acht nehmen wollte. Er würde ihm auch mit großer Vorsicht begegnen, das stand für ihn fest.

Ferner war ihm klar, dass es zu einer weiteren Begegnung zwischen ihnen kommen wurde. Dieser Mann war ein Jäger, er hatte Blut gerochen, er würde auf der Fährte bleiben, die letztendlich doch bei seiner Mutter endete. Sie in Gefahr zu wissen, war für ihn kaum zu ertragen. Das durfte nicht sein, damit wäre seine gesamte Existenz sinnlos gewesen. Er richtete sich auf.

In der Nähe hörte er Stimmen. Helles Kinderlachen, schnelle, tappende Schritte.

Jory drehte sich.

Die Kinder sahen ihn zunächst nicht. Sie waren zu fünft, spielten fangen, bis ein Mädchen auf die Idee kam, vom Weg abzugehen und in seine Richtung zu laufen.

Als sie Jory sah, blieb die Kleine stehen. Sie vereiste und schrie.

Mister Amok knurrte. Er hob seine Waffe an, zielte auf das Mädchen, das sich drehte und weglief.

Jory schoss nicht hinter ihm her.

Er kletterte den flachen Hang hoch und erreichte die schmale Brücke, an deren Seite er stehen blieb.

Ein Wagen fuhr links von ihm auf die Brücke. Jory kannte ihn nicht, doch er »besaß« Instinkte.

Ein kaltes Grinsen kerbte seinen Mund.

Im nächsten Augenblick duckte er sich. Er wollte sprungbereit sein…

***

Jake Lester hatte die Hände vor sein Gesicht geschlagen und schwieg. So saß er neben mir, unfähig, einen zusammenhängenden Satz zu sprechen oder eine Frage zu stellen. Ich wollte ihm etwas Positives sagen und sprach davon, dass Cindy es schaffen würde.

»Ja, ich habe auch für sie gebetet. Aber der Killer hat ihren Vater getötet. Himmel, was ist das nur für ein Mensch?« Jake ließ die Arme sinken.

»Mensch?« wiederholte ich.

»Ja.« Dann ein Zögern. »Oder…?«

»Mehr oder.«

»Können Sie das erklären?«

»Könnte ich, Jake, doch ich möchte es nicht. Er ist auch kein direkter Zombie. Dieser Jory ist alles in einem. Mensch, Zombie und auch Roboter. Ich habe ihn wahrscheinlich angeschossen, und ich habe auch etwas an ihm entdeckt.«

»Was denn?«

»Eine Wunde wohl. Dort strömte Blut aus. Er war ziemlich durcheinander. Wahrscheinlich ist er deshalb verschwunden. Er wird zumindest den Hauch des geweihten Silbers gespürt haben.«

»Wieso geweihtes Silber?«

»Damit schieße ich. Mit geweihten Silberkugeln.«

»Was?« ächzte Jake. Er war durcheinander. »Sie schießen mit geweihten Silberkugeln? Wie… wie diese Leute es in den Vampir-und Werwolffilmen immer tun?«

»So ungefähr.«

Lester wollte es nicht glauben. »Hören Sie, Mr. Sinclair, das ist doch Wahnsinn!«

»Der Methode hat.«

»Wie meinen Sie das?«

Ich war froh, dass er nicht mehr an die zurückliegenden Ereignisse dachte und abgelenkt war. »Diese mit Wahnsinn geschmückte Methode hat mir schon manches Mal das Leben gerettet. Es ist tatsächlich so, wie ich es Ihnen sagte.«

Lester strich über sein Gesicht. »Das muss ich dann wohl glauben«, murmelte er.

»Bestimmt.«

Wir näherten uns allmählich der Brücke. Ich war froh, dass er keine weiteren Fragen mehr stellte. Hin und wieder warf er mir einen skeptischen Blick zu, als wollte er sich davon überzeugen, dass ich auch als echter Mensch neben ihm saß und nicht als Kunstfigur von der Leinwand. Er war Lehrer von Beruf, hatte es mit Kindern und Jugendlichen zu tun. Wahrscheinlich hatte er auch mit ihnen darüber gesprochen, wie gefährlich manche Horror-Streifen für die Psyche waren. So etwas Ähnliches in der Realität zu erleben, das musste ihn schon etwas aus der Bahn geworfen haben.

Über Oxford lagen die Schatten der Dämmerung. Erst jetzt, als die Laternenleuchten aufzuckten, stellte ich fest, dass man die alten Lampen an vielen Stellen aufgebaut hatte.

Auch am Beginn der Brücke, über die wir wieder fahren mussten.

Leer lag sie vor uns. Rechts und links schimmerten die beiden Geländer. Ich fuhr relativ langsam.

Wieso war ich auf einmal so misstrauisch und nervös?

Neben mir regte sich Jake Lester. An ihm konnte es wirklich nicht liegen.

Etwas mehr Gas gab ich schon. Dabei schaltete ich die beiden Scheinwerfer ein.

Das Licht zerriss vor uns die graue Dämmerung. Für einen Moment schien es an seinem Ende zu tanzen, bis ich feststellte, dass es nicht um das Licht ging, sondern um eine Gestalt, die von der rechten Seite auf die Fahrbahn gesprungen war.

Jory!

Und er war bewaffnet.

Ich gab Gas!

***

Suko hatte die Worte der seltsamen Frau ebenfalls gehört und wusste auch, dass sie nicht bluffte. Er handelte sofort und trat zwischen sie und Amy Lester.

Die Hexe, wenn sie eine war, lächelte nur. Sie nahm Suko kaum zur Kenntnis, aber sie tat etwas, was man ihr in einer Gegend wie dieser kaum zugetraut hätte.

Sie stieg durch das Fenster in die Wohnung.

Als wäre es das Normalste der Welt. Dabei kümmerte sie sich auch nicht um die Pistole, die Suko gezogen hatte. Diese Person tat so, als würde ihr das Haus gehören.

Hinter Sukos Rücken stand Amy Lester. Sie atmete heftig und schnell. Die Konfrontation mit der Vergangenheit musste sie aus der Bahn geworfen haben, und sie sagte etwas, das Suko zunächst nicht so recht wahrnahm. »Mein Gott, die ist nicht älter geworden. Sie sieht noch so aus wie damals. Sie hat sich nicht verändert. Das ist… das ist furchtbar. Ich … ich drehe noch durch.«

»Behalten Sie die Nerven.«

»Sie wird uns töten!«

»Noch leben wir.«

Die andere Frau hatte es geschafft, das Zimmer zu betreten. Sie reagierte wie eine Besucherin, die zum ersten Mal eine fremde Wohnung betreten hatte.

Im Raum blickte sie sich um, hatte die Stirn gerunzelt, leckte über ihre Lippen, bevor sie den Mund zu einem schiefen Lächeln verzog.

»So also wohnst du, Amy.«

»Was soll das?« fragte Suko.

Die graue Person schaute ihn nicht einmal an. »Halten Sie sich da heraus, Mister!« Sie ließ ihn stehen und setzte sich auf die Kante des Tisches. Von dort hatte sie den besten Überblick. Sie lächelte, aber es kam nicht an. »Ist lange her, dass wir uns sahen, Amy, erinnerst du dich?«

»Ich kenne Sie nicht.«

»Doch, du kennst mich.«

Amy wusste nicht, was sie sagen sollte und warf Suko einen Hilfe suchenden Blick zu. Sie verbarg sich auch nicht mehr hinter seinem Rücken, weil sie es als feige empfunden hatte. Das hier war eine Sache, die sie allein anging, und sie wollte sich den Tatsachen stellen, darauf hoffend, dass ihr der Inspektor einen gewissen Schutz bot.

»Wer sind Sie?«

Die Fremde lächelte. »Ich bin eine Mutter oder auch keine Mutter. Ich wollte ein Kind – damals, vor sechsundzwanzig Jahren. Ja, so lange ist es her.« Sie bestätigte ihre Antwort durch ein Nicken. »Und ich wollte ein ganz besonderes Kind, mit dem ich meine Macht teilen konnte. Ich habe es bekommen, einen Jungen, dem ich sogar den

Namen gab, den du für ihn ausgesucht hattest.«

Amy Lester überlegte. »Wieso für ihn ausgesucht… wussten Sie denn … wussten Sie denn Bescheid?«

»Sicher. Ich habe dich und deinen Mann schon eine Weile beobachtet. Ich wusste, wann es so weit war. Ich habe gewartet, um dann genau zum richtigen Zeitpunkt zuschlagen zu können. Das Wetter war ideal. Es hätte von mir manipuliert sein können, aber das war es leider nicht.«

»Der Unfall denn?«

Die Fremde nickte.

»Wie konnten Sie das…?«

»Ich bitte dich, Amy. Keine so dummen Fragen. Du vergisst, dass ich etwas Besonderes bin. Ich lebe schon sehr lange, ich kenne die Menschen und habe mir einen entsprechenden Wunsch erfüllt. Das ist alles.«

»Das Kind?«

Sie nickte.

»Es lebt nicht, oder?«

»Wieso?«

»Es… es ist ein Zombie. Es brauchte nicht zu atmen. Es … es hat schreckliche Dinge getan.«

Das Lachen der Frau unterbrach Amy Lester. »Was sind schon schreckliche Dinge? Er hat sich so verhalten, wie ich es wollte. Ich habe ihn aufgezogen…«

»War er tot?« flüsterte Amy.

»Wieso?«

»Als ich ihn gebar.«

»Nein.« Die Frau schüttelte den Kopf. »Oder doch?« Sie hob die Schultern. »Was spielt das schon für eine Rolle? Ich übergab ihn jedenfalls meinem großen Herrn und Meister, der sich über ein Neugeborenes sehr freute. Als ich ihm erklärte, was ich mit dem Jungen vorhatte, gab er ihn mir zurück. Ich sollte ihn in seinem Sinne erziehen, wenn du verstehst, was ich meine, Amy.«

»Nein, nein. Vielleicht will ich es auch nicht verstehen, verdammt noch mal.«

»Das ist dein Problem, Amy. Jory weiß übrigens, dass er einen Zwillingsbruder hat. Er wollte ihn unbedingt sehen, er wird ihn sehen, und er weiß auch, dass es nur einen geben kann. Wie beim Highlander, Amy. Da kann es auch nur einen geben…«

»Will er ihn töten?« hauchte Amy.

»Ja.«

»Warum?«

»Freie Bahn. Wir haben viel zu tun. Wir wollen nicht mehr abhängig sein. Die Zeit ist vorbei, um für andere die Kastanien aus dem Feuer

zu holen. Jetzt sind wir an der Reihe. Wir arbeiten für uns allein, verstehst du das?«

»Nicht direkt.«

»Jedenfalls seid ihr uns dabei im Weg. Besonders dein Liebling Jake, Jorys Zwillingsbruder. Wir müssen ihn auslöschen und auch diejenigen Personen, die zu viel wissen. Es kann nur den Mordroboter der Hölle geben.«

Amy Lester hatte die Worte gehört, sie aber nicht verdaut. Bleich war sie geworden. Fahrig bewegten sich ihre Hände, und Suko sah, dass sie Mühe hatte, auf den Beinen zu bleiben. Er führte sie zu einem Sessel und drückte sie dort hinein, verfolgt von den teils spöttischen, teils amüsierten Blicken der Frau.

Suko glaubte ihr. Sie würde zusammen mit ihrem Sohn zum großen Vernichtungsfeldzug blasen, und er konnte sich auch vorstellen, dass John bereits ein Zusammentreffen mit Mister Amok hinter sich gehabt und es auch überlebt hatte.

Amy hielt den Inspektor an der Hand fest. »Bitte«, flüsterte sie.

»Ich kann nicht mehr. Sie müssen mir helfen. Ich begreife das alles nicht. Es ist einfach nicht zu fassen. Ich komme…«

Suko lächelte. »Keine Sorge, Amy, wir bringen das schon alles in Ordnung.«

Er entzog sich der Hand, richtete sich auf und drehte sich gemächlich um. »Bisher haben wir nur von deinem Sohn gesprochen. Wo kann er denn sein? Hat er dich allein gelassen?«

»Er wird noch kommen.«

»Tot oder lebendig?«

Suko hatte die Person bewusst reizen wollen, was ihm auch gelungen war, denn sie rührte sich nicht und standauf dem Boden, als hätte man sie dort festgeleimt. »Tot?« flüsterte sie nach einer Weile.

»Du wagst das mich zu fragen?«

»Sicher.«

»Man kann ihn nicht töten. Er… er ist unbesiegbar! Hast du verstanden?«

»Ja, aber ich glaube es nicht.«

»Der Teufel schützt ihn.«

»Kann schon sein.« Suko gab sich bewusst lässig und dabei auch provozierend. »Auch Asmodis ist nicht allmächtig, das kann ich dir versprechen. Ich kenne ihn…«

Die Frau lachte schrill. »Du… du willst den Teufel kennen? Ausgerechnet du?«

»Ja.«

»Niemand kennt ihn genau.«

»Das habe ich nicht behauptet, aber ich habe schon oft genug gegen ihn gekämpft. Zusammen mit meinem Partner John Sinclair. Der

Teufel hat es bisher nicht geschafft, uns zu besiegen, und ich denke, dass dies auch noch eine Weile so bleiben wird.«

»Mein Sohn wird euch zerreißen.«

»Das meinen Sie, Madam.« Suko lächelte spöttisch. »Aber das alles ist die reine Theorie. Ich bin hier, doch John Sinclair wird bestimmt dort sein, wo Mister Amok auftaucht. Er wird ihn stellen, er wird seine Existenz vernichten.«

»Nein!«

»Du kannst schreien, ich glaube dir nicht. Ein Zombie, ein lebender Toter – es ist für uns ein simpler und schon lächerlicher Gegner. Geweihte Silberkugeln schaffen ihn leicht, das ist überhaupt kein Problem für uns. Wahrscheinlich existiert er schon nicht mehr.«

»Ich hätte es gespürt!«

»Wie denn?«

»Es gibt ein Band zwischen uns, das nicht zerreißt. Ich leide für ihn mit, ich freue mich für ihn.« Sie drückte ihren Kopf mit dem flachen Gesicht nach vorn. »Außerdem will ich dir noch etwas sagen. Er ist kein normaler, kein gewöhnlicher Zombie, den du erwähnt hast. Er ist etwas Besonderes, Einmaliges, denn ich habe mit ihm experimentieren können. Ich habe ihm ein eigenes Innenleben gegeben. Ja, er war kurz nach der Geburt schon tot, das gebe ich zu, aber der Teufel und ich haben ihn am Leben erhalten. Ich habe einen Mechanismus in seinen Körper eingebaut, der alles andere ersetzt. Ich habe diesen Mechanismus von unserem Herrn und Meister absegnen lassen. Wenn du Asmodis kennst, wirst du zugeben, dass er gern experimentiert. Ich habe ihn dabei unterstützt. Das Blut, das rohe Fleisch, die Kraft eines Kannibalen unterstützt ihn. Da holt er sich Energie für seine Existenz. Da kann er sich aufladen, und die Kraft der anderen Seite lässt ihn glühen. Er ist der Prototyp eines neuen Zombies. Die zweite Generation der Untoten wird gezüchtet. Mit Jory habe ich den Anfang gemacht, und wir sind wieder zurückgekehrt, um andere folgen zu lassen. Ich werde das Experiment, das ich vor sechsundzwanzig Jahren durchführte, wiederholen, wieder mit einem großen Erfolg, nur wird es bald schneller gehen. Ich brauche nicht mehr zu warten und mir einen bestimmten Weg auszusuchen wie bei Jory. Diesmal kann ich das Ziel direkt ansteuern, was ich auch tun werde.«

»Wer bist du?«

Die Hexe war überrascht, dass Suko das Thema so schnell gewechselt hatte. »Wieso?«

»Ich will wissen, mit wem ich es zu tun habe.«

Sie grinste. »Mit einer Mutter.«

»Das ist mir zu wenig. Außerdem kann ich dich nicht als echte Mutter einstufen.«

Sie grinste breit. »Als was siehst du mich denn?«

»Ich tippe auf eine Hexe.«
Sie ballte die Hände zu Fäusten und streckte sie wieder. »Das ist gut, das ist sogar sehr gut.«
»Also liege ich richtig.«
»Sicher.«
»Wie heißt du?«
»Mutter!«
»Wie?«
»Ich bin einfach nur die Mutter. So wurde ich genannt. Der Teufel gab mir diesen Namen.«
»Wann?«
»Vor langer Zeit, als ich ihm dienen wollte. Er hat mich immer beschützt, ich habe warten können, ich alterte nicht, ich lauerte auf meine große Chance. Ich kriegte sie – nicht zum letzten Mal. Sie kehrt zurück, alles kehrt zurück. Ich bin die Mutter, nicht mehr und nicht weniger. Aber die Mütter sind wichtig, sie sorgen für die Kinder, und so werde auch ich den Nachwuchs für die Hölle aufziehen, damit der Teufel stark wird. Er hat sich dies verdient, und ich werde ihm immer treu bleiben.«
»Er aber nicht dir.«
»Wer sagt das?«
»Ich.«
»Wie kannst du das behaupten? Dubist nicht mehr als ein Wurm in seinen Augen.«
»Asmodis hat noch nie seine Versprechen gehalten. Wenn er merkt, dass du einen Fehler begehst und nicht mehr so richtig funktionierst, wird er dich fertig machen und in den Staub treten. Viele haben auf ihn gesetzt, ich kenne keinen, der gewonnen hat. Auch Jory wird nicht gewinnen. Er ist ein Killer, ein Amokläufer, er dreht durch. Er wird irgendwann an mächtigere Feinde stoßen, die ihn vernichten. Und dann wird der Teufel auch nicht an seiner Seite stehen.«
»Jory kann nicht gestoppt werden.«
»Das behauptest du.«
Mutter nickte. »Weil ich es weiß. Welcher Mensch sollte ihn schon besiegen können?«
»Ich würde den Kampf gegen ihn schon aufnehmen«, erklärte Suko locker. »Dein Sohn ist ein dummes, höllisches Wesen. Er verfügt über keine Intelligenz, er kann nicht selbstständig entscheiden und handeln. Er ist einfach ein Roboter, ein dummes Tier. Nein, ein Tier ist wesentlich intelligenter als er.«
Die Mutter kam auf Suko zu. Sie hatte die Beherrschung verloren.
Sie war aufgewühlt worden, sie wollte ihren Sohn verteidigen, und Suko wartete ab, bis sie einen weiteren Schritt gegangen war. Dann schoss sein Arm nach vorn. Er hatte ihn gleichzeitig in die Höhe

gerissen und ließ ihn nach unten sausen.
Der Schlag hätte fast jeden Menschen gefällt. Er schüttelte die Mutter durch, und Suko, dessen Hand wieder zurückgeschnellt war, konnte nicht begreifen, in oder gegen was er da geschlagen hatte. Es war eine weiche knetgummiartige Masse gewesen, dienichts mit einer menschlichen Haut zu tun hatte.
Er ging zurück, um zu sehen, welchen Erfolg er mit seiner Attacke erreicht hatte.
Die Mutter kicherte.
Dafür sprach Amy. »Das ist doch nicht wahr, meine Güte, das kann es nicht geben. Sagen Sie was, Inspektor.«
Suko sagte nichts, denn auch er war wie aus den Socken geschlagen und musste die neue Situation zuerst fassen. Sein Schlag hatte Wirkung gezeigt. Der Kopf der Mutter war nach vorn gesunken, als hätte man ihn abhacken wollen, obwohl keine Wunde zu sehen war.
Der Schädel war regelrecht eingeknickt, so tief und weit, dass sein Kinn schon gegen den Hals stieß. Er hätte eigentlich abfallen müssen, das aber war nicht passiert. Wie eine krumme Plastik stand die Frau auf der Stelle, als würde sie auf ein bestimmtes Zeichen lauern, damit sie sich bewegen konnte.
Zunächst tat sie nichts.
Falls es das Zeichen gab, dann hatte es einzig und allein nur ihr gegolten, denn sie hob plötzlich die Arme an, brachte sie in die Höhe ihres Kopfes, wo sie die Arme anwinkelte und auch die Hände in eine bestimmte Richtung brachte.
Sie fasste nach ihrem Kopf.
Sekunden später glaubte Suko, sich im Kino zu befinden und sich einen Film anzusehen, denn die Mutter hob ihren Kopf kurzerhand an, und dabei bewegte sich auch der Hals wie ein dünner Stängel Knetgummi. Sie richtete ihren Schädel, aber sie schaffte es nicht mehr, die alte Form hinzubekommen. Der Kopf saß schief, was der Bösartigkeit und ihrer Häme keinen Abbruch tat.
»So willst du meinen Sohn vernichten?« Sie lachte kreischend. »So, so, so…?« Sie tanzte durch den Raum und schaffte es nicht, sich schnell wieder zu beruhigen.
Suko spürte den Druck der anderen Hand an seinem Arm. Es war nicht die Mutter, sondern Amy Lester. »Ich begreife es nicht«, flüsterte die Frau. »Das ist ja Horror, blanker Horror.«
»Sie sagen es.«
»Wie kann sich ein Mensch nur so bewegen?«
»Ist sie ein Mensch?«
»Sie meinen nicht?«
»Sie ist eine Hexe, ein Geschöpf des Teufels oder eines, das sich dem Teufel geweiht hat. Wir werden mit ihr noch einige Überraschungen

erleben, denke ich.«

»Aber Sie wird uns töten!«

Suko winkte ab. »So schnell lasse ich mich nicht aus dem Rennen schieben.«

»Ist sie uns denn nicht über?«

»Kaum.«

»Woher nehmen Sie nur Ihre Sicherheit. Und wie kann man seine eigenen Glieder verrenken, als wären sie aus Gummi?«

»Das ist ein Problem, Amy.«

Die Mutter hatte sich wieder beruhigt. Sie grinste kalt. Durch den schief sitzenden Kopf wirkte dieser Anblick beinahe lächerlich, nur war keinem der beiden zum Lachen zumute. Das hier war todernst.

Suko erinnerte sich daran, dass dieser Schlag keine Haut, sondern eine Masse getroffen hatte, möglicherweise war die Mutter ebenfalls ein höllischer Roboter. Auf sie und auf Jory hatte der Teufel aufbauen wollen. Sie waren seine Kunstgeschöpfe, ähnlich wie Cigam, den er später hergestellt hatte.

»Was denkst du?« höhnte die Mutter.

»Dass du kein Mensch bist«, sagte Suko.

»Ich habe eine Haut.«

»Das ist auch alles. Dir fehlt etwas Wichtiges, die Seele nämlich. Du bist ein menschenähnliches Geschöpf, durch dessen Inneres der Atem des Teufels weht. Er hat dir gewisse Kräfte verliehen, das stimmt schon, aber diese Kräfte sind nicht alles. Menschen sind durchaus in der Lage, etwas dagegenzusetzen, was ich auch tun werde und…«

Sie ging zurück.

Suko war überrascht. Er hatte seine mit geweihten Kugeln geladene Waffe nicht angehoben, die Mutter wirkte trotzdem wie in Panik.

Plötzlich fiel sie hin.

Dann schrie sie und wälzte sich über den Boden. Amy stand neben Suko, die Frage lag ihr auf der Zunge, nur schaffte sie es nicht, die Worte hervorzubringen.

Was sie hier erlebten, war unwahrscheinlich, denn die Mutter stöhnte wie unter starken Schmerzen auf. Dabei presste sie eine Hand gegen ihren Kopf.

»Was… was tut sie da?«

Suko hob die Schultern. »Irgendetwas ist passiert, Amy, von dem wir nichts wissen. Es muss mit ihrem Sohn in einem bestimmten Zusammenhang stehen, denke ich.«

»Nein, ich…«

»Warten Sie ab!«

Die Mutter lag ruhig auf dem Boden. Sie schaute in die Höhe. Ihre Augen hatten die graue Farblosigkeit verloren. Kleine, rote Funken tanzten darin und vereinigten sich zu schleierhaften Bällen, die in den

Pupillen blieben.
Dann löste sie die Hand von ihrem Kopf.
Amy wandte sich ab, Suko aber schaute hin.
Dort war eine Wunde entstanden, aus deren Öffnung eine blutige gelbbraune Masse drang.
»Jory«, keuchte die Mutter. »Jory – mein Sohn…«

***

Er oder wir!
Das plötzliche Erhöhen der Geschwindigkeit war unsere einzige Chance. Wir hatten keine Zeit, den Wagen zu stoppen, ihn zu verlassen und uns zum Kampf zu stellen. Die Kugeln aus seiner verfluchten Waffe würden uns früher erreichen.
Dass der Lehrer neben mir schrie und fluchte, registrierte ich nur am Rande. Ich hatte mich auf die Gestalt konzentriert. In den Momenten dieser höchsten Gefahr lief die Zeit für mich wie so oft langsamer ab, als sollte ich durch eine Bestimmung des Schicksals alles doppelt intensiv erleben. Ich sah, wie sich Jory bewegte und die Maschinenpistole herumschwenkte. Ich sah sein Gesicht, in das der Schein der Lichter stieß und sich auch in den rot gewordenen Augen fing, als wollten sie die kalte Helligkeit aufsaugen.
Flog der Golf?
Es war zu hoffen.
Er blieb zumindest mit den Rädernauf dem Boden, und es war unser Glück, dass dieser Wagen einer der schnellsten seiner Art war.
Er verwandelte sich in eine Rakete auf vier Rädern.
Wir erwischten Jory in dem Augenblick, als er abdrückte. Ich hörte noch das harte Knattern der Salve, dann wurde der Körper vor unserem Auto zu einem tanzenden Schatten, der nicht nur auf dem Boden blieb, sondern zusätzlich in die Höhe geschleudert wurde.
Er wirbelte zur Seite. Etwas hämmerte rechts gegen den Holm der Fensterscheibe, und ich hatte das Lenkrad etwas verrissen, so dass der Wagen mit seiner rechten Seite am Geländer der Brücke entlangschrammte. Das dabei entstehende Geräusch hörte sich an wie ein verstimmtes Streichinstrument.
Dann hatten wir die Brücke hinter uns gelassen. Der Wagen wurde noch einmal durch eine Unebenheit im Untergrund in die Höhe geschleudert, fiel wieder auf die Räder zurück und raste weiter.
Ich hatte Mühe, ihn unter Kontrolle zu bekommen. Er schleuderte noch beim Bremsen etwas nach links, aber er stand, und uns beiden war nicht ein Haar gekrümmt worden.
Neben mir stöhnte Jake Lester. Er hatte seine Hände gegen die Augen gepresst und schüttelte den Kopf. Dabei sprach er für mich unverständliche Worte.

Jake schaute erst hoch, als ich die Tür geöffnet hatte und geduckt den Wagen verließ.

»Wo wollen Sie hin?«

Ich gab ihm keine Antwort, drückte den Wagenschlag wieder zu, sodass auch die Innenbeleuchtung verlosch.

Ich wollte Jory!

Geduckt lief ich den Weg zurück. Der Wagen hatte ihn nach rechts weggeschleudert, daran erinnerte ich mich. Und ich erinnerte mich auch daran, dass er nicht in das Wasser gefallen war. Er musste über das Geländer hinweggeflogen und auf einem abfallenden Rasen gelandet sein und war dann noch sicherlich ein Stück gerollt. Nun hütete ich mich, meine Lampe einzuschalten. Ich hätte neben der Brücke ein perfektes Ziel abgegeben.

Stattdessen ging ich in die Hocke. So klein wie möglich musste ich mich machen und wollte trotzdem noch den Hang überblicken können.

Die Dämmerung machte mir einen Strich durch die Rechnung.

Zwar hielt ich mich außerhalb des Laternenscheins, aber der Hang mit seinem Rasen lag längst unter einer Decke begraben, die mich an ein graues Tuch erinnerte und mit einem diffusen Zwielicht nichts gemein hatte.

Zu sehen war leider nichts. Dichte Schatten, noch undurchsichtiger am Ende des Abhangs, wo das Buschwerk einen breiten Wall bildete, ähnlich einer finsteren Mauer.

Stille umgab mich. Selbst Jake war ruhig. Zum Glück kam er mir nicht nach.

Wo verbarg sich Mister Amok?

Mir wollte einfach nicht in den Sinn, dass er die Flucht ergriffen hatte. Nein, nicht er, nicht eine Höllenbrut wie diese Gestalt. Er lauerte im Hinterhalt, bis er den nächsten Trumpf würde ausspielen können.

Ich wollte nicht mehr an der Stelle bleiben und ihn suchen. Deshalb bewegte ich mich geduckt und sehr vorsichtig den flachen Hang entlang nach unten…

***

Jake Lester war im Golf zurückgeblieben. Er konnte es kaum fassen, dass er noch lebte. Immer wieder musste er sich diese Tatsache regelrecht einhämmern.

Ich lebe! Ich lebe! Ich habe es überstanden. Diese höllische Gestalt hat mich nicht vernichten können!

Er brauchte unbedingt eine Reaktion, um sich dessen bewusst zu werden. Plötzlich lachte er und trommelte mit den Fäusten auf die Armaturenverkleidung. Nur der Wagen hatte etwas abbekommen, nur

der Wagen. Ein paar Schrammen, mehr nicht. Kein Mensch hatte sein kostbares Leben lassen müssen, aber der verfluchte Höllenkiller lebte noch immer.

Jake saß plötzlich still.

Eisschauer rieselten über seinen Rücken. Zahlreiche Gedanken strömten in seinen Kopf, die er zunächst ordnen musste. Er wusste nicht genau, wo er damit anfangen sollte, es kam ihm überhaupt nicht in den Sinn, sich etwas zurechtzulegen.

Sinclair war nicht mehr da.

Erst jetzt fiel Jake Lester richtig auf, dass er mutterseelenallein in seinem Auto saß. Sinclair hatte den Golf verlassen, um den Killer zu stellen.

Würde er das schaffen?

Wie ein leuchtender Balken schwebte die Frage durch Jakes Gedankenwelt. Sinclair war ein Mensch, der andere jedoch ein höllischer Mordroboter. Zweimal hatten sie Glück gehabt, ein drittes Mal würde ihnen das Glück bestimmt nicht zur Seite stehen.

Allein im Auto… nichts Ungewöhnliches für Jake. Allerdings nicht in einer Situation wie dieser, wo er die Gefahr zwar nicht sah, sie aber trotzdem spüren konnte.

Etwas lauerte in der Nähe und legte sich immer dichter um seinen Hals, als wollte es ihm den Atem nehmen. Je mehr Zeit verging, desto unwohler fühlte er sich.

Jake schaute nach vorn.

Die Dunkelheit war relativ dicht. Allerdings nur bis zur nächsten Laterne, die bereits das Ende der durch den Grünstreifen verlaufenden Straße markierte.

Dahinter lagen normale Häuserzeilen, überragt vom Turm einer mächtigen Kirche.

Da waren Menschen, da war das Leben, da…

Er wollte schreien, aber er konnte nicht, als plötzlich die Fahrertür mit einem heftigen Ruck aufgezerrt wurde. Jake drehte den Kopf.

Entsetzen zeichnete sein Gesicht, die Furcht bohrte sich in ihn wie ein langer glühender Stachel.

Er hatte den Eindruck, von einem Riesen verschluckt zu werden, der wie ein gewaltiges Trümmerfeld über ihn kam. Es war kein Riese, es war sein Bruder Jory, der sich neben ihn schob und ihm die Mündung der Waffe in den Magen bohrte.

»Hi, Brüderchen!« Jory zog die Tür zu.

Jake antwortete nicht.

»Wir werden jetzt fahren, mein Freund. Ich kann es sogar, ob du es glaubst oder nicht. Wir sind doch brave Kinder, nicht wahr?«

Jake schwieg.

»Sind wir brav?«

Er gab keine Antwort.
Da hob Jory die Waffe an. Die Mündung krachte gegen Jakes Kinn und schmetterte den Kopf zurück. Er stöhnte und hatte das Gefühl, die Zähne in der unteren Reihe gelockert zu haben.
»Sind wir brav, Brüderchen?«
»J… ja …«
»Wunderschön, Bruder. Da wir brav sind, sind wir auch gehorsam. Wir werden jetzt fahren. Ich kann es. Mutter brachte es mir bei. Als brave Jungen wollen wir doch unsere Mütter, besuchen.« Er lachte, und Jake glaubte, in einen bodenlosen Schacht zu versinken.
Leider konnte er nichts tun, gar nichts…
Jory aber startete. Seine Waffe lag so auf den Knien, dass die Mündung nach links zeigte und Jake auch berührte. Er konnte sich vorstellen, dass Jory ihn auch während der Fahrt erschoss, wenn er sich dessen Meinung nach falsch bewegte.
Nur wollte Jake nicht fliehen. Er musste zu seiner Mutter, denn er konnte sie in keinem Fall mit einer solchen Bestie allein lassen…

***

Ich hatte ungefähr die Hälfte des flachen Abhangs hinter mich gebracht, als mir klar wurde, dass ich einen Fehler begangen hatte.
Eine riesige Dummheit, wie es mir plötzlich durch den Kopf schoss, und da wusste ich Bescheid.
Ich hätte meinen Schützling nicht allein zurücklassen sollen. Mister Amok war nicht brandgefährlich, sondern auch teuflisch schlau.
Tot war er nicht, kampfunfähig hatten wir ihn ebenfalls nicht bekommen. Wie ich ihn einschätzte, hatte er sich ein Versteck gesucht, aus dem er das Geschehen beobachtete.
Vielleicht mich oder auch Jake?
Ich war stehen geblieben und drehte mich sehr langsam zur Seite.
Mein Interesse galt nicht mehr der vor mir liegenden Strecke, sondern der, die ich bereits überwunden hatte.
Niemand hielt sich hier auf.
Hatte ich mich geirrt?
Nein, denn plötzlich hörte ich ein mir sehr bekanntes Geräusch.
Ein Wagen wurde gestartet.
Ein Golf.
Ich rannte los.
Der Abhang kam mir plötzlich doppelt so lang vor. Ich sah sein Ende wie einen dunklen, schmalen, tanzenden Schatten vor mir, und ich sah noch mehr, einen wandernden, hellen Lichtteppich, der dem fahrenden Golf vorauseilte.
Ich hatte das Nachsehen.
Wütend blieb ich auf dem schmalen Weg stehen, die Brücke in

meinem Rücken.
Ich war sauer, deprimiert, aber nicht auf Mister Amok, sondern auf mich selbst.
Wenn jemand jemals lautlos geflucht hatte, dann war ich es!

***

Amy Lester und Suko hatten die Worte der Mutter zwar gehört, sie aber nicht begriffen. Auch konnten sie sie nicht in einem Zusammenhang mit dieser widerlichen Masse bringen, die aus der Wunde am Kopf drang, und die möglicherweise dafür Sorge trug, dass diese Person sich nicht einsetzen konnte.
Sie irrten.
Es ging ihr besser.
Ein stöhnender und erleichtert klingender Atemzug war der Beginn einer neuen Kraftanstrengung, mit der die Mutter ihren Oberkörper in die Höhe schnellte.
Auf dem Boden blieb sie hocken.
Sie grinste.
Amy ging einen Schritt zurück. Sie fürchtete sich vor dieser Frau, aus deren Kopfwunde weiterhin die Flüssigkeit wie dicker Sirup rann.
Schatten füllten das Zimmer aus. Mal waren sie heller, mal hatten sie sich verdichtet. Vom Garten her fiel Licht durch das offene Fenster. Die dort stehenden Lampen reagierten immer dann, wenn die Dunkelheit einen bestimmten Punkt erreicht hatte. Sie schalteten sich automatisch über Fotozellen ein. Vom Nachbargarten her hörten sie die Stimmen der Griller. Sie alle klangen fröhlich. Dort wurde gefeiert.
»Ich bin nicht tot, auch wenn ihr euch das gewünscht habt«, flüsterte die Mutter, »und auch Jory ist nicht vernichtet worden. Er hat nur etwas Pech gehabt, doch die Verletzung ist nicht so schlimm, wie ihr sehen könnt.«
Suko begriff es nicht. Amy hatte sowieso abgeschaltet. Sie wollte nicht nachdenken, sonst würde sie noch verrückt.
»Was ist mit Jory?«
»Er kommt.«
»Was ist mit dir?«
»Ich spüre ihn. Er ist ich, und ich bin er. Wir sind zusammengewachsen, man hat uns mit Höllenfeuer getauft. Wenn er sich freut, freue auch ich mich. Wenn er weint, dann weine auch ich. Wenn er Schmerzen aushalten muss, leide ich ebenfalls, und wenn ihm eine Verletzung zugefügt wird, bekomme ich sie ebenfalls.« Die Mutter drückte gegen ihre Wunde. »An dieser Stelle hat es ihn erwischt.«
Der nächste Ruck brachte sie auf die Beine. »Aber es war nicht schlimm, denn mein Jory ist verdammt stark. Er kann sich gut

dagegen wehren. Er ist eine wunderbare Person, und wir beide sind uns so gleich.« Ihre Augen schimmerten jetzt hellrot, als würden sie allmählich von einer im Körper treibenden Energie aufgeladen. »Ich weiß auch, dass er zu mir kommen wird. Er kann mich nicht im Stich lassen, er gehört zu seiner Mutter.«

Suko hatte genau zugehört und sich jedes Wort gemerkt. Mister Amok stand in dem gleichen Abhängigkeitsverhältnis zu seiner Mutter wie diese zu ihm. Der eine konnte nicht ohne den anderen existieren. Sukos Überlegungen schlugen regelrechte Purzelbäume.

Er dachte darüber nach, was wohl geschehen würde, wenn er die Frau tötete. Starb dann auch ihr so über alles geliebter Sohn?

Die Mutter schien Gedanken lesen zu können. »Du denkst Schlimmes, nicht wahr?«

»Nicht für mich.«

»Was dann?«

»Ich könnte dich töten.«

Sie lachte. »Wie denn?«

»Ich habe eine Peitsche. Sie würde dich vernichten. Du würdest verbrennen, verkohlen…«

»Hör auf!« Plötzlich fand die Mutter das Gespräch nicht mehr so spaßig. »Hör nur auf.« Sie bewegte sich zur Seite, von Suko weg.

Dann hob sie den linken Zeigefinger. »Ja, vielleicht bringst du es sogar fertig, mich zu töten. Aber nur vielleicht. Sollte das jedoch eintreten, wird Jory reagieren.«

Ihr Lächeln wurde teuflisch und gemein. »Du kannst es mir glauben oder nicht. Er ist hierher unterwegs, aber er ist nicht allein. Sein Bruder befindet sich bei ihm, und Jory hat eine Waffe. Er wird nicht zögern, sie einzusetzen.«

Bluff oder kein Bluff? Suko wusste es nicht. Er dachte nach. Darauf ankommen lassen wollte er es nicht. Bei dieser Antwort jedoch hatte ihn eines gestört. Von Sukos Freund John Sinclair war nicht die Rede gewesen.

War der schon aus dem Rennen?

Er hoffte es nicht, und er nickte der Frau zu. »Ja, ich habe dich verstanden.«

»Das ist gut. Manchmal sind Menschen auch vernünftig. Wie schon gesagt, versuche es nicht.«

»Und wir warten auf ihn?«

»Ja, das werden wir.«

»Wann kommt er?«

»Jory ist bereits auf der Fahrt hierher. Ich spüre ihn. Mit jeder Sekunde kommt er näher.« Sie öffnete den Mund und drehte den Kopf dem Fenster zu.

Da aber war nichts zu hören, ausgenommen die Stimmen der

feiernden Nachbarn.

Eine halbe Minute verging. Amy hatte sich gesetzt. Sie starrte die Mutter an. Auch über deren Anblick war sie mittlerweile hinweggekommen. Allerdings schwieg sie. Kein Wort drang über ihre Lippen.

Die Stille hatte etwas Gefährliches an sich. Hier belauerte jeder jeden. Man sehnte es nicht herbei, aber man wartete auf einen bestimmten Augenblick.

Der trat urplötzlich ein.

Die Mutter merkte ihn zuerst. Sie stöhnte auf. Freudig und gleichzeitig erregt. »Jetzt sind sie da!«

In diesem Augenblick hörte auch Suko, wie vor dem Haus ein Wagen geparkt wurde…

***

Oxford ist nicht eben das, was man als eine Großstadt bezeichnen kann. Oxford ist aber auch nicht klein und erst recht kein Dorf. Mir jedenfalls kam die Stadt in dieser Nacht riesengroß vor, denn für mich ging es nicht nur um Minuten, hier zählten schon Sekunden.

Ich musste zu den Lesters.

So idyllisch und ruhig sie wohnten, ihr Haus stand ziemlich weit entfernt. Zu Fuß würde ich einfach zu lange brauchen, um es rechtzeitig zu erreichen.

Ein fahrbarer Untersatz musste her. Den kleinen Park hatte ich verlassen und schaute mich in einer normalen Straße nach einer Fahrgelegenheit um. Wenn es keine andere Möglichkeit gab, wollte ich mir ein Fahrrad »ausleihen«. Damit war ich immer noch schneller als zu Fuß.

Ich hatte Glück.

Es war eine junge Frau, die aus einem kleinen Café kam und zu ihrem Honda ging.

Blitzschnell war ich bei ihr. Sie hatte soeben die Fahrertür aufgeschlossen, als ich wie ein Gespenst neben ihr stand.

»Was… was wollen Sie?«

»Ihr Auto.«

Ich zeigte ihr meinen Ausweis. Ob sie las, was dort stand, konnte ich nicht beurteilen. Ich streckte ihr nur die Hand entgegen und forderte den Schlüssel.

Sie war so perplex, dass sie ihn hineinfallen ließ.

»Danke«, sagte ich und tauchte schon weg.

»Aber ich habe…« Der Rest ihrer Worte ging unter im Motorgeräusch.

Sekunden später schaute die Frau nur gegen die Heckleuchten ihres eigenen Fahrzeugs. Ich würde es ihr später zurückbringen, mich

entschuldigen und der Dame auch einen Blumenstrauß überreichen.

Jetzt durfte ich nur eines nicht.

Zu spät kommen!

***

Die Stille im Zimmer hatte sich noch mehr verdichtet, und sie wurde durch einen brutalen Krach zerstört, als Mister Amok mit seiner immensen Kraft die Haustür eintrat.

»Jory, mein Junge!« schrie die Mutter.

»Ich bin hier!«

Suko hörte ihn zum ersten Mal sprechen. Die dumpfe Stimme hinterließ bei ihm einen Schauer. Das war kein Mensch, das war eine schreckliche, von der Hölle angetriebene Mordmaschine. Der Inspektor war nur gespannt, ob die Aussagen auch zutrafen. Wenn ja, dann würde Jory das Haus nicht allein betreten.

Er lauschte den Schritten.

Die harten, fordernden mussten von Jory verursacht worden sein.

Damit dokumentierte er seine Entschlossenheit und seinen Willen, es zu versuchen.

Von Jake hörte Suko nichts.

Aber er sah ihn.

Jake und Jory bildeten zwei Schatten, die so dicht beisammen standen, als wären sie eins.

Hinter ihm stand Amy auf. Auch sie hatte das Schreckliche gesehen, und wenig später traten die beiden ins Licht.

Jory war Sieger, sein Bruder hatte verloren.

Das aus dem Garten hereinfallende Licht reichte Suko aus, um erkennen zu können, dass Jake Lester nicht verletzt worden war. Er konnte sich normal bewegen, auch wenn er durch die mörderische Waffe seines seltsamen Zwillingsbruders bedroht wurde.

Jory stieß ihn vor, hielt ihn aber fest. In der rechten Hand trug er die Mordwaffe, und ihre Mündung wies an Jakes Hüfte vorbei in das Zimmer hinein, wo sie die anderen bedrohte.

»Da seid ihr ja«, stöhnte die Mutter. »Und wieder vereint. Wie wunderbar es doch ist.«

Das konnte Amy Lester nicht unterstreichen. Sie wollte etwas sagen, aber der Anblick war so schrecklich für sie, dass ihr nur ein Stöhnen übrig blieb. Der Mund war ihr verschlossen, als hätte ihr das Grauen den Mund zugeklebt.

Jake Lester stolperte in das Zimmer. Suko erkannte ihn jetzt besser. Der Lehrer sah erbarmungswürdig aus, und Suko hätte ihn gern nach John Sinclair gefragt, brachte es in dieser Lage jedoch nicht fertig. Dafür sprach Jake selbst.

»Er lebt noch, Sinclair lebt noch. Er…«

Der Schlag in den Nacken schleuderte ihn zu Boden. Vor den Füßen des Killers blieb er liegen.

Und Suko zog seine Waffe.

Als Jory wieder aufschaute, da blickte er in die Mündung der Beretta. Sie zielte direkt auf sein Gesicht. Suko hatte den rechten Arm ausgestreckt und die Stirn ins Visier genommen. An der linken Seite sah er die Wunde. Sie warähnlich groß wie die bei seiner Mutter, und auch die Flüssigkeiten unterschieden sich kaum.

»Auch du kannst sterben, Jory!«

Mister Amok schüttelte den Kopf, als könnte er es nicht wahrhaben. Dann hob er das rechte Bein. Er stemmte den Fuß auf Jakes Körper. Der Lehrer hatte sich wieder gerührt, was seinem »Bruder« nicht passte.

»Er hat geweihte Silberkugeln in der Waffe!« meldete sich die Mutter. »Er will es versuchen!«

»Dann ist mein Bruder tot!«

Suko hatte bereits geahnt, dass es darauf hinauslaufen würde.

Aber er gab mit keiner Geste zu erkennen, wie enttäuscht er war.

Vorhin, als die beiden den Raum noch nicht betreten hatten, da hatte er die Dunkelheit ausgenutzt, heimlich seine Dämonenpeitsche gezogen und einmal einen Kreis geschlagen. Die Riemen waren ausgefahren, die Waffe steckte jetzt einsatzbereit in seinem Gürtel. Wenn er und die Lesters aus dieser Situation heil herauskommen wollten, musste Suko die Nerven bewahren und im richtigen Moment das Richtige tun.

Er führte die Situation fort und nickte Jory sowie seiner Mutter zu.

»Es hat keinen Sinn«, sagte er. »Ich sehe es ein. Ich werde nicht mehr kämpfen.«

Die Mutter lachte.

Jory zwinkerte mit den Augen. Dass sie nicht normal waren, hatte Suko bereits gesehen. Sie glichen hellroten Kirschen, die in die Höhlen hineingedrückt waren.

»Was willst du tun?«

»Das«, erwiderte Suko und schleuderte die Beretta aus dem Handgelenk heraus durch das offene Fenster ins Freie.

Die Mutter fauchte. Sie hätte die Waffe gern bekommen. So traute sie sich nicht, das Zimmer zu verlassen und sie zu holen.

Amy Lester schluchzte. Sie wollte Suko ansprechen, nur Wortfetzen drangen aus ihrem Mund. Sie konnte es einfach nicht fassen, dass dieser Polizist so leicht aufgegeben hatte.

Selbst Jory entspannte sich. Er nahm seinen Fuß vom Körper des liegenden Jake weg. »Eine Familie«, sagte er. »Hast du das nicht immer gewollt, Mutter?«

»Ja, habe ich. Das habe ich dem Teufel versprochen. Wir sind der

Anfang, viele werden uns folgen. Ich werde noch für manchen die Mutter sein, Jory. Du aber wirst immer mein Lieblingssohn bleiben. Das verspreche ich dir hier.«

Mister Amok war zufrieden. Er nickte. Sein Kopf blieb in einer gesenkten Haltung, als er gegen den Körper seines Bruders schaute.

»Ich will, dass du aufstehst.«

Jake hatte die Hände etwas erhoben und sie in die Höhe gestreckt.

»Was soll ich denn dann?«

»Ich werde dich töten.«

»Und meine Mutter?«

»Töte ich auch. Es darf euch nicht mehr geben. Ich will keinen menschlichen Bruder mehr haben. Ich will andere Brüder bekommen, die mit dem Feuer der Hölle getauft sind. Hast du gehört? Du bist einfach wertlos geworden.« Er nickte sich selbst zu, bevor er sich an Suko wandte. »Mit dir fange ich an.«

»Ich habe es gewusst.«

»Geh zum Fenster!«

»Und dann?«

»Wirst du dich mit dem Rücken dort aufbauen!«

Suko nickte. Er sah die Waffe mitdem langen Lauf, die sich bewegte und ihn in Schach hielt. In seinem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Wahrscheinlich hatte er einen Fehler begangen. Er hätte die Beretta behalten sollen, doch er hatte nicht damit gerechnet, dass sich Mister Amok so schnell entscheiden würde.

Suko fing Amys langen Blick auf. Er sah die Trauer auf ihrem Gesicht und in den Augen. Sie konnte nicht sprechen. Ihr Hals war zu, aber sie schien sich mit dem Tod abgefunden zu haben, ebenso wie ihr Sohn.

Jake kniete noch. Jory stand in seiner Nähe, und der lange Lauf zielte über Jakes Rücken hinweg, weil die Mündung ja den Weg des Inspektors verfolgen musste.

War das der Augenblick?

Jake Lester wusste selbst nicht, wieso er plötzlich handelte. Aber in dieser Sekunde wuchs der Lehrer über sich selbst hinaus, und sein Eingreifen veränderte die Lage schlagartig.

Von unten her rammte er seinen Körper in die Höhe. Seine rechte Schulter berührte den Lauf, fegte ihn hoch, und Jory drückte ab…

***

Die Garbe ratterte aus dem Lauf. Sie wurde von blassen Feuerzungen begleitet, aber sie traf nicht das Ziel, das sie eigentlich hätte treffen sollen.

Wie schwere Hammerschläge fegten die Geschosse in die Decke und rissen dort den Putz weg. Sie schufen ein Muster und blieben in der alten Decke als deformierte Klumpen stecken.

Jory brüllte vor Wut, als er seinen Plan platzen sah. Nur dachte er nicht daran, aufzugeben. Er drehte sich, zielte plötzlich auf Amy Lester, allerdingsnur für einen Augenblick, denn da hatte ihm Suko die Faust in die Gesichtsmasse geschlagen.

Mister Amok kam aus dem Tritt. Trotz seiner Größe wankte er zurück und war dabei noch immer höllisch gefährlich, weil er seine verdammte Maschinenpistole festhielt.

Suko schlug mit der Dämonenpeitsche zu.

Ein blitzschneller Treffer erwischte Jory am Arm. Er brüllte auf.

Siedendheiße Schmerzen mussten ihn durchzucken. Die Waffe konnte er nicht mehr halten, sie polterte zu Boden, während Mister Amok von der Zimmerwand gestoppt wurde.

Er sackte in die Knie. Er kam wieder hoch. Er umklammerte dabei seinen verletzten Arm, aus dessen Wunde plötzlich kleine Flämmchen schlugen und sich mit Rauch vermischten.

Ein schreckliches Gebrüll fauchte aus seinem Mund. Zugleich hatte sich Jory den eigenen Arm abgerissen und ihn weggeworfen. Aus dem Schulterstück schauten keine Adern hervor, keiner sah Blut, dafür nass schimmernde Drähte und auch kleine Rädchen.

Er schrie weiter.

Jake war zu seiner Mutter gekrochen. Er hatte sie kurzerhand auf den Bauch geworfen, lag über ihr und deckte sie mit seinem Körper.

Amy weinte und umklammerte den Hals ihres Sohnes.

Suko aber machte weiter.

Ein Arm reichte ihm nicht. Die Bestie musste restlos zerstört werden, und Suko wollte den Kopf.

Wenn es jemand verstand, die Dämonenpeitsche perfekt zu handhaben, dann war es deren Besitzer.

Die drei Riemen klatschten gegen den kantigen Schädel.

Wieder brüllte Mister Amok. Seine Schädelplatte riss auf. Der Kopf war plötzlich zu einem Trichter geworden, aus denen die Drähte eines Roboters hervorschossen, begleitet von einem sprühenden Feuer, als hätte jemand farbige Wunderkerzen angezündet.

Als Totgeburt war er von einer Hexe mitgenommen und durch höllische Kräfte zum Leben erweckt worden. Als Monstrum aus Technik und Schwarzer Magie hatte er über all die langen Jahre hinweg existiert, und er starb als leblose Materie.

Mister Amok verglühte. Er schmolz dahin, sein Körper war zerstört worden. Aus den Wunden floss noch eine dunkle Flüssigkeit.

Er war zusammengesackt, die Einzelteile in seinem Innern krachten zusammen. Aus dem offenen Kopf drang stinkender Rauch, und das Gesicht war längst zu einer schmierigen verkohlten Masse geworden.

Suko drehte sich um.

Es gab noch die Mutter.

Nein, es gab sie nicht mehr. Zumindest nicht mehr so, wie sie einmal gewesen war.

Ihr Sohn war gestorben, und sie hatte mitgelitten. Es gab das Band zwischen ihr und ihm tatsächlich. Beide erlebten Freude, beide erlebten Leid.

Und sie erlebten den Tod.

Wie alt die Mutter tatsächlich war, konnte nur vermutet werden.

Sie jedenfalls verbrannte nicht in einem höllischen Feuer. Sie wurde innerhalb kürzester Zeit zur Mumie.

Die Haut schrumpfte. Ein Alterungsprozess, der eigentlich Jahre hätte dauern müssen, vollzog sich bei ihr innerhalb weniger Sekunden. Als raschelndes Bündel sackte sie in ihren Kleidern zusammen, und zurück blieb Staub.

Nur Staub…

Suko atmete auf.

Er drehte sich um.

Er fühlte sich nicht als Sieger, aber er war doch erleichtert. Er blieb wachsam, da er von der Tür her Schritte hörte und dann die Gestalt sah, die in die Wohnung rannte, während die Nachbarn draußen blieben.

»Spät kommst du, aber immerhin, du bist gekommen. Es freut mich, dass du noch lebst, John…«

***

Es tat mir gut, mit diesen Worten begrüßt worden zu sein. Er erklärte, dass auch hier alles in Ordnung war.

»Ich wäre zu spät gekommen – oder?«

Suko nickte.

»Es war mein Fehler. Ich hätte – ach, Unsinn, vergessen wir das. Es ist nicht mehr wichtig.«

Gemeinsam halfen wir den beiden Lesters auf die Beine. Amy konnte nicht stehen, sie konnte auch nicht reden. Sie saß im Sessel und schaute sich immer wieder in ihrer eigenen Wohnung um, als wäre sie eine fremde Person. Suko hatte das Haus durch das offene Fenster verlassen. Als er aus dem Garten zurückkehrte, brachte er seine Beretta mit. Dann ging er zu Jake Lester und hielt ihm die Hand hin. »Danke, Jake, wenn Sie nicht gewesen wären, hätten wir nicht so ein Glück gehabt.«

»Wieso denn? Sie haben doch…«

»Aber Sie haben den Anstoß gegeben. Ohne Sie hätte es nicht dazu kommen können.«

Jake schaute zu Boden. Er hob die Schultern. »Ich habe selbst nicht gewusst, was ich da tat. Ich musste einfach handeln, alles andere war mir egal. Ich wollte nur meine Mutter und mich retten.«

»Das ist Ihnen gelungen.«

Amy Lester atmete auf. Sie hielt dabei die Augen geschlossen. Als sie uns dann wieder anschaute, lächelte sie und streckte ihrem Sohn die rechte Hand entgegen.

Der ergriff sie. »Ich denke, wir haben alle, die wir hier versammelt sind, Grund, dem Herrgott zu danken. Nicht allein für die Rettung unserer Leben. Durch seine Hilfe ist es auch gelungen, einen bösen Fluch von der Menschheit zu nehmen.«

»Stimmt, Mutter.«

»Und Cindy?« fragte sie.

Jake schaute mich an.

Ich war gefordert, lächelte und gab die Antwort. »Sie lebt, Mrs. Lester. Cindy ist wohl mit dem Schrecken davongekommen und befindet sich momentan im Krankenhaus zur Untersuchung. Nicht so gut erging es ihrem Vater – leider.«

»Hat ihn Jory…?«

»Ja, er hat ihn getötet.«

Es wurde still. Wir gedachten dieses Mannes, dessen Tod so verdammt sinnlos gewesen war.

Noch am Abend brachte ich den Wagen zurück, nachdem ich den Namen der jungen Eigentümerin herausgefunden hatte. Natürlich hatte ich mein mir gegebenes Versprechen eingelöst und ihr dabei einen großen Blumenstrauß auf die Kühlerhaube gelegt.

Woher ich ihn hatte, wo die Geschäfte doch geschlossen waren?

Ich werde es verraten, wir sind ja unter uns. In Oxford gibt es zum Glück viele Parkanlagen…

ENDE des Zweiteilers